



# 1.– 2. Jahresbericht

*Neue Folge*  
1991–1992





# 1. – 2. Jahresbericht

*Neue Folge*  
*1991 – 1992*

*Herausgeber:*

Historischer Verein Brandenburg (Havel) e. V.  
Vorsitzender: Helmut Silber

*Geschäftsstelle:*

Kunstschule Steinstraße 46, 14776 Brandenburg an der Havel  
Telefon 03381/52 21 04

*Gesamtherstellung:*

Druckhaus Brandenburg GmbH  
Sankt-Annen-Straße 31, 14776 Brandenburg an der Havel  
Telefon 03381/22 41 93, Telefax 03381/22 41 96

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung  
des Herausgebers gestattet.  
Zuschriften oder Manuskripte für die weiteren Bände  
sind an die Anschrift des Herausgebers zu richten.

# Inhalt

---

Vorwort	5
<i>Dietrich, F.</i> Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.	7
<i>Dietrich, F.</i> Die phantastische Welt ausgestorbener Pflanzen und Tiere	11
<i>Mangelsdorf, G.</i> Zur Geschichte der prähistorischen Forschung in Brandenburg	15
<i>Fried, W.</i> Ein verhindertes Münzverbot zwischen Brandenburg und Sachsen	29
<i>Arndt, G.</i> Der Paramentenschatz am Dom zu Brandenburg	33
<i>Heß, K.</i> Zur Geschichte des Brandenburger Stadtwappens	45
<i>Arlt, I.</i> Fouqué und Brandenburg	53
<i>Silber, H.</i> Schulsachen – Aus der Geschichte der Dorfschule zu Möser	59
<i>Röhring, K.-H.</i> Stadtverordnetenwahl 1924 in Brandenburg (Havel)	65
<i>Schmitt, A.</i> Die Inkunabeln der Brandenburger Schöppenstuhl-Bibliothek	73
Satzung und Mitgliederverzeichnis	88
Neuerscheinungen über Brandenburg an der Havel und Umgebung 1991–1993	93
	3



# Vorwort

---

Zwei Jahre nach (Wieder)-Gründung des „*Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.*“ liegt die erste Ausgabe der „*Jahresberichte – Neue Folge*“ vor.

Dieses Periodikum der historischen Regionalforschung knüpft sowohl an die Tradition der Mitteilungen des alten Historischen Vereins als auch an die mit Engagement und unter großen Schwierigkeiten herausgegebenen „*Brandenburger Blätter*“ an.

In den „*Jahresberichten*“ werden Mitglieder und historisch interessierte Freunde der Stadtgeschichte die Möglichkeit erhalten, die Ergebnisse eigener Forschungsarbeit zu publizieren. Dabei wird Raum sein für die gesamte Breite der Regionalgeschichte.

Ich wünsche den „*Jahresberichten*“ eine aufgeschlossene Leserschaft und einen guten Start.

Möge dieses Periodikum der Heimatforschung eine Plattform für alle an der Geschichte der Stadt Brandenburg an der Havel Interessierten werden.

*Helmut Silber*

Vorsitzender des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.

Brandenburg an der Havel  
im Juli 1994

# Wir danken unseren Sponsoren

---

*Stadtverwaltung Brandenburg an der Havel  
– Museum im Freyhaus –*

*Freunde des Brandenburger Theaters e.V.*

*Uhren-Schmidt*

*Farben-Vogt*

*Jürgen Schädlich*

*Steinlädchen – Frau Mosan*

# Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.

## Ein Rückblick auf die vergangenen 2 Jahre

---

Seit der Gründungsveranstaltung am 12. September 1991 im Winterrefektorium des Doms zu Brandenburg (Havel) zählt der Historische Verein bis auf den heutigen Tag 83 Mitglieder. Auf der damaligen Festveranstaltung entschieden sich bereits 48 Personen, dem wiedergegründeten Historischen Verein beizutreten.

Die Leiterin des Dommuseums, Frau Gerda Arndt, eröffnete die Gründerversammlung. Als Ehrengäste konnten Herr Friedrich-Karl Grasow und Frau Adelheid Meisel, die Enkelin Otto Tschirchs, begrüßt werden. Prof. Dr. Knud Caesar hielt den Festvortrag über die Geschichte der Ritterakademie. Zur Gründung des Historischen Vereins sprach Dr. Frank Dietrich. In seiner Rede ging er auf die bisherige Geschichtsaufarbeitung ein. Anschließend wurde die Satzung verlesen und der Vorstand gewählt.

In den Vorstand wurden gewählt:

der Vorsitzende	Helmut Silber
der 1. Stellvertreter	Gerda Arndt
der Schatzmeister	Jutta Zahmel
der Schriftführer	Dr. Frank Dietrich
die Beisitzer	Georg Jadghuhn
	Wilfried Schwarz
	Gisela Wall

Die Satzung des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V. wurde vollständig im Kulturspiegel (Heft 2/92) der Öffentlichkeit vorgestellt.

Am 26. September 1991 fand die erste Vorstandssitzung statt. Auf der Tagesordnung standen verfahrenstechnische Probleme zur Vereinsgründung (Termine beim Notar, Gericht, technische Fragen zur Beitragskassierung usw.). Die Eintragung beim Amtsgericht der Stadt erfolgte am 18. Dezember 1991.

Den ersten Vertragsabend gestaltete Herr H. Joecks am 7. Oktober 1991 zum Thema „500 Jahre musikhistorische Entwicklung eines städtischen Amtes“ im Winterrefektorium des Doms.

Auf einer zweiten Vorstandssitzung am 10. Oktober 1991 wurde über ein zukünftiges Veranstaltungsprogramm beraten. Dabei bildete ein Rahmenprogramm mit folgenden inhaltlichen Schwerpunkten die Grundlage für weitere Überlegungen:

- 4 Vorträge (März, Mai, September und November)
- Mitteilungen des Historischen Vereins  
(Lesungen, Veröffentlichungen in der Lokalpresse, im Kulturspiegel)
- Exkursionen
- eine Weihnachtsveranstaltung als Jahrestreffen.

Diese Schwerpunkte setzte man auf der Vorstandssitzung am 28. Oktober 1991 zum konkreten Veranstaltungskalender um. Ferner wurden an diesem Abend erste Überlegungen hinsichtlich des ersten Jahrestreffens (7. Dezember 1991 im Rolandzimmer des Altstädtischen Rathauses) gemacht.

Eine Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Arbeitskreis Stadtgeschichte fand am 6. November 1991 statt. Prof. Dr. Heinrich sprach „Zur Geschichte der Mark Brandenburg“.

Auf der Vorstandssitzung am 18. November 1991 standen erneut Diskussionen zur Satzung und zur Vorbereitung der Jahresveranstaltungen auf der Tagesordnung.

Am 7. Dezember 1991 trafen sich die Mitglieder im Altstädtischen Rathaus zur Jahresvollversammlung. Hier wurden vorrangig die technischen Fragen zur Satzung geklärt. Den kulturellen Rahmen bildeten der Diavortrag von Herrn Grasow sowie Beiträge von Herrn Nelte und Frau Venatier ... um einige Namen zu nennen.

In der Vorstandssitzung am 6. Januar 1992 rückten Diskussionen zur räumlichen Etablierung des Vereins in den Vordergrund. Zu diesem Zeitpunkt favorisierte man beispielsweise den Steintorturm, das Seitenschiff der St. Johanniskirche, Räume im Paulikloster oder die Wredowsche Zeichenschule als zukünftige Geschäftsstelle. Inzwischen kristallisierte sich die Variante Wredowsche Zeichenschule als derzeit optimale Lösung heraus. Diese Anschrift befindet sich auf der Mitgliedskarte bzw. den Briefbögen.

Zum weiteren wurde an diesem Abend aus den bis dahin eingegangenen Vorschlägen das Veranstaltungsprogramm 1992 zusammengestellt:

- 29. Januar 1992 Vortrag von Herrn Dr. K. Heß:  
„Das Stadtwappen im Wandel der Zeit“
- 19. Februar Führung durch die Wredowsche Zeichenschule (G. Wall)
- 18. März Vortrag von Herrn W. Fried:  
„Brandenburgische Numismatik“  
Eine Veranstaltung zu Ehren des 96. Geburtstages des Brandenburger Numismatiker Herrn W. Schuster
- 22. April Vortrag von Frau G. Arndt: „Der Paramentenschatz des Brandenburger Domes“ / Führung durch die Ausstellung  
„Brandenburg in Brandenburg“ (J. Zahmel und K. Kreschel)

Stadtführungen am:

- |         |      |                         |
|---------|------|-------------------------|
| 9. Mai  | 1992 | im Bereich der Dominsel |
| 16. Mai |      | in der Altstadt         |
| 23. Mai |      | in der Neustadt         |

Die Mitteilungen über diese Veranstaltungen erfolgten in der Lokalpresse und im Kulturspiegel.

Auf einer Zusammenkunft des Vorstandes am 16. März 1992 standen wieder organisatorische Fragen im Mittelpunkt. Im besonderen beschäftigte man sich mit Vorschlägen und Entwürfen eines Briefkopfes und des Vereinsausweises.

In den Vorstandssitzungen von 6. und 24. August und am 22. September 1991 wurde über das kommende Kalenderjahr beraten. Den Schwerpunkt bildeten erneut eingegangene Vorschläge für den Veranstaltungskalender 1992/93. Der Plan umfaßte folgende Veranstaltungen:

- |               |      |   |
|---------------|------|---|
| 12. September | 1992 | Exkursion nach Mötzow (Leitung: Herr G. Jagdhuhn)   |
| 13. November  |      | Führung „Grabmäler im Dom“(Frau G. Arndt)   |
| 28. November  |      | Geselliges Beisammensein in der Vorweihnachtszeit im Rolandzimmer des Altstädtischen Rathauses                                  |
| 13. Januar    | 1993 | Vortrag von Herrn K. H. Röhring:<br>„Die Stadt Brandenburg<br>im Spiegel der Wahlen 1919 bis 1932“,                             |
| 20. Januar    |      | Vortrag von Herrn Dr. F. Dietrich:<br>„Die faszinierende Welt der ausgestorbenen Tiere<br>und Pflanzen in der Mark Brandenburg“ |
| 18. Februar   |      | Besichtigung der Ausstellung der Kunstschule<br>Wredowschen Zeichenschule (Leitung: Frau G. Wall)                               |
| 25. März      |      | Vortrag von Herrn Prof. Dr. G. Mangelsdorf:<br>„Zur Ur- und Frühgeschichte in der Mark Brandenburg“                             |
| 21. April     |      | Vortrag von Herrn St. Dalitz:<br>„Neueste archäologische Ausgrabungen in Brandenburg<br>an der Havel                            |
| 15. Mai       |      | Vortrag von Frau Dr. A. Schmidt:<br>„Die Bibliothek des Brandenburger Schöppenstuhls“   |
| Juni          |      | Exkursion auf dem Wasser mit dem Dampfer „Nordstern“  |
| 16. Juni      |      | Vortrag von Herrn Juchert zur<br>„Brandenburger Fahrradindustrie“   |

Die zweite Vollversammlung des Historischen Vereins fand am 26. September 1992 im Altstädtischen Rathaus statt. Zu Beginn hielt Herr J. Dargel (GSW) einen Vortrag zur Architekturgeschichte in Brandenburg. Anschließend äußerte der Vorsitzende des Vereins, Herr H. Silber, Gedanken zur Wiedergründung des Vereins. Durch

den Schriftführer, Herrn Dr. F. Dietrich, wurde der Rückblick auf das vergangene Kalenderjahr 1991/92 gegeben. In der anschließenden Diskussion sammelte man Vorschläge für den kommenden Veranstaltungskalender. Im weiteren Verlauf gab Herr Dr. H.-G. Kohnke Anregungen zur Aufarbeitung stadtgeschichtlicher Sachverhalte. Als weitere organisatorische Tagesordnungspunkte zählten der Finanzbericht von Schatzmeister Frau J. Zahmel und die Übergabe von Mitgliedskarten.

Die Jahresabschlußveranstaltung fand am 5. Dezember 1992 im Altstädtischen Rathaus statt. An diesem Nachmittag rückte das gesellige Beieinandersein in den Mittelpunkt. Zu Beginn berichtete Herr Friedrich-Karl Grasow über das Wirken seines Vaters. Anschließend wurde das neue Programm für das Jahr 1993 vorgestellt, bevor die gemütliche Tafelrunde eröffnet wurde.

Das Fazit dieses Nachmittags war schlicht – miteinander zu reden, Gedanken auszutauschen und dabei über Historisches zu reflektieren.

*Dr. Frank Dietrich*  
Schriftführer



Der Vorstand des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.: (von links) *Frau Jutta Zahmel, Frau Gisela Wall, Herr Wilfried Schwarz, Herr Dr. Frank Dietrich, Herr Helmut Silber, Frau Gerda Arndt und Herr Georg Jagdhuhn.*

## Die phantastische Welt ausgestorbener Pflanzen und Tiere – Gesteine und Fossilien liefern die Spuren eiszeitlicher Vorgänge in der Mark Brandenburg

---

Die Ursachen für die Oberflächengestaltung unserer Brandenburger Landschaft mit ihrem Seen und Erhebungen sind auf eiszeitliche Vorgänge vergangener Zeiten zurückzuführen. Neueste Forschungsergebnisse datieren diese ersten klimatischen Besonderheiten auf unserem Planeten Erde in der kanadischen Region bereits von 2,5 bis 1,9 Milliarden Jahren. Die jüngsten Kaltzeiten begannen vor ca. 600 000 Jahren und endeten vor 150 000 Jahren.<sup>1</sup>

Hierbei sind im nordeuropäischen Raum drei Kaltzeiten (Elster-, Saale-, und Weichselkaltzeit) besonders hervorzuheben. Das Eis schob sich von Skandinavien bis an den Rand der heutigen Mittelgebirge und hinterließ beachtliche Spuren in Form „glazialer Serien“. Zu diesen Oberflächenformen zählen beispielsweise Grund- und Endmoränen oder Urstromtäler, die das heutige Landschaftsbild bestimmen.

Maßgeblich oberflächengestaltend waren die Vorgänge in der Weichselkaltzeit. Die Eisgrenze erstreckte sich von Schwerin über Havelberg, Genthin, südlich der Stadt Brandenburg über Beelitz bis Guben. Das Eis transportierte aus seinem Weg vorwiegend Gesteine Skandinaviens. Es wühlte vielerorts vorhandene Landschaften auf, berührte dabei Schichten unterschiedlichster Zeitalter und nahm auf seinem Weg auch Materialien mit.

Aus diesem Grund finden sich in der heutigen Zeit in eiszeitlichen Ablagerungen Mischungen aus „einheimischen“ und „weittransportierten“ Materialien. Die Höhe der Ablagerungen durch das Gletschereis ist in der Mark Brandenburg recht unterschiedlich und schwankt zwischen 30 und 180 Metern.<sup>2</sup>

Auf Grund der Transporteigenschaften des Eises ist es nicht verwunderlich, daß Porhyr aus dem Oslogebiet, Granit aus der Stockholmer Gegend oder Fossilien zu finden sind.

Zahlreiche alte Bauwerke unserer Stadt bestehen zum Teil aus „Feldsteinen“, die man als Baustoffe auf der Landschaftsoberfläche absammelte. Damit sind diese Objekte zu kleinen historischen Museen eiszeitlicher Geschiebe geworden. Ein schönes Beispiel gibt das romanische Westportal der St. Gotthardtkirche.

Erste Fossilienbeschreibungen wurden bereits von *J. C. Beckmann* (1666–1717) in der „*Historischen Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg*“ vorgenommen.

Ein besonders schönes Beispiel, wie die Natur auf ihren Entwicklungswegen zahlreich Spuren hinterließ, befindet sich in der Gegenwart im Grand Canyon, USA. Der Colorado-River arbeitete sich ca. 1800 m tief in das Gebirge hinein. Dieser Umstand führte dazu, daß einzelne Schichten, die mehr als 100 Millionen Jahre Erdgeschichte umfassen, einfach freigelegt wurden. In diesen Schichten finden sich charakteristische Fossilien und Gesteine des jeweiligen Erdzeitalters.<sup>3</sup>

In Brandenburg und seiner Umgebung ist ein solches „Buch der Erde“ leider nicht zu finden. Die geologischen Ursachen wurden schon erwähnt. Dennoch lassen sich viele Fossilien und Gesteine aus den unterschiedlichsten Erdzeitaltern, vom Kambrium bis zum Quartär, auch in unserer Region finden.

Hervorzuheben wären Trilobitenfunde in eiszeitlichen Geschiebematerialien. Die Tiere lebten bereits im Kambrium (vor 570 Mill. Jahren). Als Pioniere der Gliederfüßer besaßen sie bis zu 15 000 Teilaugen in ihren Facettenaugen. Vom Ei bis zum Erwachsenenalter waren bis zu 30 Larvenstadien notwendig.

Zu den weiteren entwicklungsgeschichtlichen Etappen der Lebensformen auf unserer Erde zählen, daß Pflanzen im Ordovicium (vor 500 Mill. Jahren) das Festland eroberten. Im Devon (vor 405 Mill. Jahren) ist die Entwicklung der Fische interessant. Im Karbon (vor 350 Mill. Jahren) bildeten sich Steinkohlelagerstätten. Aus den Trias (vor 250 Mill. Jahren) sind Reptilien und Ammoniten bekannt. In der Jurazeit (vor 195 Mill. Jahren) begannen Saurier und Vögel die unterschiedlichen Lebensräume zu erobern. Säugetiere treten im Tertiär (vor 67 Mill. Jahren) in den Vordergrund.<sup>4</sup>

Mit dem Beginn der Neuzeit (vor 70 Mill. Jahren) tritt auch die Wiege der Menschentwicklung in Erscheinung. Ferner bildeten sich zu dieser Zeit die Braunkohlenlagerstätten in unserer Brandenburger Region heraus. In Europa dominierte ein feuchtwarmes Klima mit tropischer Vegetation. Die Grenze der Palmen reichte bis in das nördliche Grönland. Baumförmige Liliengewächse oder Drachenbäume waren in unserer Landschaft zu finden. Pinus-Arten lieferten das Harz für spätere Bernsteinablagerungen. Dieses Harz wurde häufig zur „Falle“ von Tieren, die dadurch bis auf den heutigen Tag als Einschlußmaterial erhalten blieben.<sup>5</sup> Aus den üppigen Sumpflandschaften wurden im Miozän (vor 24 bis 5 Mill. Jahren) Trockenzone. Das Klima wurde nach und nach härter.

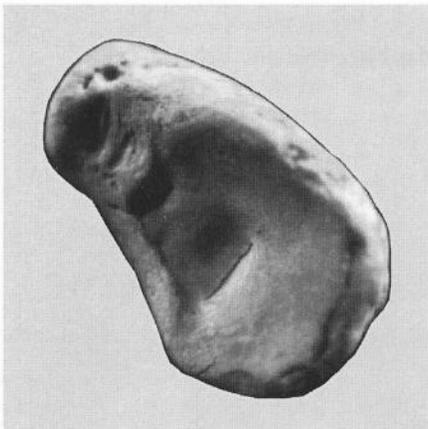
Vor ca. 2,4 Millionen Jahren kam es schließlich zu Kälteeinbrüchen. Der Ostseeraum war zu dieser Zeit trocken. Die Nordseeküste verlagerte sich. Im Märkischen Gebiet zeigten sich Tundralandschaften, so wie sie im heutigen Sibirien anzutreffen sind. Später eroberten die nordischen Eismassen unser Gebiet vollständig. Im weiteren Verlauf dominierte der Wechsel von Kalt- und Warmzeiten (im Pleistozän bis Diluvium). Die ursprüngliche, tropische und subtropische, Vegetation wurde nach und nach vollständig verdrängt. In anfänglich wärmeren Zeiten bestimmten Douglas-tannen, Thuja-Arten, Sumpfyzypressen, Trompeten-, Tulpenbäume oder Magnolien ds

hiesige Landschaftsbild. Später gab es in den „Wärmeperioden“ nur noch Gewächse wie Polarweide oder Zwergbuche in eisfreien Zwischenzeiten. Gegen Ende der Eiszeit waren Acer, Haselnuß, Ilex oder Hainbuchen anzutreffen. Zahlreiche Funde von Pflanzenresten bei Mittenwalde. Belzig, Klinge bei Cottbus, Dahnsdorf oder Lühnsdorf belegen dies.<sup>6</sup>

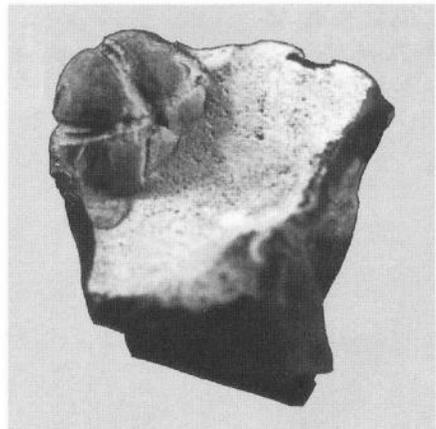
Durch die besonderen physikalischen Eigenschaften des Eises (z. B. Transporteigenschaften) wurden die „geordneten“ Spuren vergangener Lebewese durcheinandergbracht. Schichten unterschiedlicher Erdzeitalter wurden durchmischt oder Materialien aus dem skandinavischen Raum in unsere Region transportiert. Durch vergleichende Betrachtungen mit ursprünglichen Vorkommen von Fossilien und Gesteinen lassen sich trotzdem Aussagen über Vorkommen und Verbreitung einzelner Lebensformen machen.

So ist es keine Seltenheit, daß sich in der Brandenburger Landschaft Fossilien der Rügenkreide oder aus der skandinavischen Gegend und Knochenreste von Großsäugetieren unserer Heimatregion finden lassen.

Prominente einheimische Säugetiervvertreter waren Mammut, Nashorn, Wiesent, Moschusochse, Wildpferd, Rothirsch, Riesenhirsch, Elch, Biber, Löwe, Bär, Wolf, Hyäne oder schließlich der Eisfuchs. Knochenfunde aus dem Berliner Raum oder aus dem Torf der Prignitz bei Techow belegen dies. Beispielsweise wurde 1922 auch in unserer Stadt (Havelufer) ein Unterschenkelknochen eines Mammuts geborgen. Dieser Steppenelefant erreichte eine Größe bis zu 4,5 m, wobei seine Stoßzähne bis zu 5 m lang waren. Größtes Raubtier jener Zeit war der Höhlenbär, der etwas größer als der heutige Grizzly war.<sup>7</sup>



*Gryphaea* (Jura), südlich von Brandenburg im eiszeitlichen Geschiebe



Seeigel, *Galerites* sp. (Kreide), Kiesgruben südlich von Brandenburg an der Havel

Der aufmerksame Naturfreund kann auch in unserer Zeit vieles entdecken. In der Umgebung von Brandenburg z. B. im Bereich Mühlberg bei Bagow, in ehemaligen Kies- und Lehmgruben der Gegend um Götting oder Reckahn/Krahne und im Bereich der Weinberge bei Klein-Kreuz lassen sich beispielsweise mit viel Geduld allerlei interessante Überraschungsfunde machen.

Im eiszeitlichen Geröll sind markante Fossilien der „Rügenkreide“, darunter Teile von Seelilien, versteinerte Seeigel, Armfüßer oder Schwämme, anzutreffen. Seelilien leben noch heute in der Tiefsee. Es sind Tiere, die am Boden festhaften und sich von Mikroorganismen ernähren, die mit ihren Tentakeln zugestrudelt werden.<sup>8</sup>

Aber auch die „nichtlebende“ Natur bietet Erstaunliches. So konnte kürzlich in einem Geschiebelesehaufen bei Krahne ein prachtvolles Exemplar von Ilmenit (Titan-eisen) geborgen werden. Dieses Erz ist in dieser Form in Pegmatiten von Routivare (Schweden) oder Kragerö (Norwegen) anzutreffen.

#### *Literatur:*

<sup>1</sup> H. D. Kahlke „Das Eiszeitalter“, 1984, S. 24

<sup>2</sup> Otto Schneider „Die Mark zur Eiszeit“ aus „Brandenburgische Jahrbücher“, 1937, S. 3–12

<sup>3</sup> R. Lauterbach „Erlebnis Geologie“, 1981, S. 163

<sup>4</sup> Jugendlexikon, 11. Auflage, 1982, Bibliographisches Institut Leipzig, S. 210

<sup>5</sup> W. Bölsche „Im Bernsteinwald“, Franck'sche Verlagsbuchhandlung, 1927, S. 58

<sup>6</sup> W. Gotban „Die Pflanzenwelt der Zwischeneiszeit“ aus „Brandenburgische Jahrbücher“, 1937, S. 38–44

<sup>7</sup> W. O. Dietrich „Die Tierwelt im Eiszeitalter“ aus „Brandenburgische Jahrbücher“, 1937, S. 45–50

<sup>8</sup> Turek-Marek-Benes „Fossilien“, Aventinum Verlag Prag, Abschnitt: Echinodermata, S. 360–415

## Zur Geschichte der prähistorischen Forschung in Brandenburg

---

Eine ernsthafte Beschäftigung mit den ur- und frühgeschichtlichen Altertümern der Mark Brandenburg reicht bis in das 17. Jh. zurück. Ausgangsort der Forschung war die 1506 gegründete brandenburgische Landesuniversität Frankfurt a. d. Oder. An dieser Universität und in ihrem Umfeld finden wir die ersten Ansätze zur Erforschung der heimischen Denkmäler der Vorzeit. Es waren vor allem drei Persönlichkeiten, die sich dieser Aufgabe annahmen: *Martin Friedrich Seidel* (1621–1683), *Martin Gotthilf Treuer* (1632–1711) und *Johannes Christoph Beckmann* (1641–1717).

Berichte über Ausgrabungen und Funde finden wir schon für das späte 16. Jh. vereinzelt bei den Geschichts- und Naturforschern erwähnt. Eine planmäßige Erfassung und Auswertung derselben geschah aber noch nicht.

Erst im 17. Jh. entstanden zunehmend fürstliche Raritätenkammern und private Naturalienkabinette. Letztere wurden vor allem von Ärzten, Apothekern und Naturforschern angelegt. Diese Sammlungen enthielten oftmals auch zufällig oder gezielt erworbene archäologische Funde. Neben der kurfürstlichen Raritätenkammer in Berlin bestanden solche vor allem bei einigen Professoren der Universität Frankfurt. Sie dienten als Anschauungs- und Forschungsgegenstand und waren von den Besitzern entweder selbst zusammengetragen oder durch Kauf und Tausch erworben. Auch bei der Universitätsbibliothek in Frankfurt gab es eine Sammlung heimischer Altertümer, Fossilien und Mineralien. Fast alle diese Kabinette und Sammlungen sind verloren. Nur die kurfürstliche Sammlung in Berlin bildete später den Grundstock für das heutige Museum für Ur- und Frühgeschichte der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Die erste ausführliche Veröffentlichung über ur- und frühgeschichtliche Funde aus der Mark Brandenburg legte der Frankfurter Archidiakon *Gotthilf Treuer* 1688 unter dem Titel „*Kurtze Beschreibung der Heidnischen Todten-Toepffe*“<sup>2</sup> vor. *Treuer* nahm selbst Ausgrabungen bei Frankfurt und Guben vor. In seinem kleinen Büchlein bildete er zahlreiche dieser Funde – vor allem Gefäße ab, die sich uns noch heute als solche der jüngeren Bronze- und frühen Eisenzeit zu erkennen geben. Das es sich dabei um Graburnen handelt, folgerte *Treuer* aus dem Auffinden von Leichenbrand. Auch hielt er diese Begräbnisse für sehr alt. Eine genaue zeitliche Einordnung war bei dem damaligen Kenntnisstand nicht möglich. Bemerkenswert sind *Treuers* Hinweise, wie man Ausgrabungen von Urnen vorzunehmen hat. Zum Aufspüren sollte man sich „mit Bratspieß, Degen oder andern spitziigen Eisen“ versehen.<sup>3</sup>

Als besondere Autorität in der märkischen Geschichts- und Altertumsforschung galt Treuers Zeitgenosse *Martin Friedrich Seidel*. Dieser führte ein wechselvolles Leben, brachte neben seinem Amt als Hof- und Kammergerichtsrat in Berlin mit rastlosem Eifer gedruckte und handschriftliche Chroniken märkischer Geschichtsschreiber, Urkunden, Porträts, Wappen, Münzen, Urnen und Bronzefunde zu einer Sammlung zusammen. Sie ist zwar nach seinem Tode zerstreut worden. Einiges davon war aber noch zu Ende des 19. Jh. in öffentlichen Sammlungen vorhanden.

Unter seinen in stattliche Pergamentbände eingebundenen Kollektaneen fand sich auch ein „*Thesaurus orcius Marchicus*“ (Märkischer Totenschatz). Leider ist dieser Katalog nicht gedruckt worden, wohl aber in mehreren Abschriften erhalten geblieben und erst vor wenigen Jahren als Faksimiledruck ediert worden.<sup>4</sup> Der zum Katalog gehörende Text bietet nur knappe Beschreibungen. Nur gelegentlich wird etwas über die Herkunft der Fundstücke und die Fundumstände ausgesagt. Bei den Funden der Sammlung handelte es sich hauptsächlich um Gefäße der Lausitzer Kultur und der früheisenzeitlichen Billendorfer Gruppe. Mutmaßlich stammte somit das Material wohl aus dem Odergebiet bzw. der südlichen und südöstlichen Mark Brandenburg.

Gründlich studiert und gearbeitet mit dem Manuskript des „*Thesaurus orcius Marchicus*“ hat *Johann Christoph Beckmann*, der als Professor der Theologie, Politik, Geschichte und der griechischen Sprache an der Universität Frankfurt lehrte und ganz im Sinne der Frühaufklärung tätig war. Er hinterließ eine umfangreiche historische Beschreibung der Mark Brandenburg, die erst 1751–1753 von seinem Großneffen zum Druck befördert wurde.<sup>5</sup> In diesem zweibändigen Werk werden erstmalig sehr ausführlich und z. T. mit Kupferstichen illustriert ur- und frühgeschichtliche Funde und Denkmäler der Altmark und Prignitz als „*unverwerfliche zeugnüsse der alten Einwohner*“ beschrieben. Kenntnis von den verstreut in der Mark vorhandenen Bodendenkmalen und Funden erhielt *Beckmann* durch eine weitreichende Fragebogenverschickung, vor allem an die Landpastoren, Gutsherrschaften haben sich im *Beckmannschen* Nachlaß bis heute im Geheimen Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem erhalten und harren der weiteren Auswertung.<sup>6</sup> Hier finden sich auch die allerersten Notizen über Urgeschichtsfunde aus dem Havelland.

*Beckmann* hat selbst Grabungen in der Frankfurter Umgebung vorgenommen. Seine Altertümersammlung übergab er der Universitätsbibliothek, wo sie in der Folgezeit verloren ging.

Mit *Beckmanns* Tod bricht zu Beginn des 18. Jh. ein stärker erkennbares Interesse an den heimischen Altertümern in der Mark Brandenburg ab. Außerhalb Brandenburgs allerdings – so in Schlesien, Niedersachsen und Schleswig-Holstein – läßt sich ein verstärktes Hinwenden der Gelehrten zur heimischen Altertumskunde feststellen. Bis weit in das 19. Jh. hinein fehlen für die Mark Brandenburg Hinweise auf weitere Forscher und Angaben zu Altertümersammlungen größeren Umfangs. Erst nach 1813 setzte eine neue Etappe der Urgeschichtsforschung ein. In die zwanziger Jahres des



*Leopold von Ledebur*  
nach einer Photographie um 1870 (n. H. Nehls 1989)

19. Jh. fallen die ersten Bemühungen des preußischen Staates um den Erhalt der Bau-, Kunst- und Bodentalertümer. 1823 machte ein Runderlaß des Kultusministers die königlichen Regierungen in den Provinzen für die Erhaltung der Altertümer verantwortlich. 1835 wurde die Denkmalpflege an das Kultusministerium übertragen, und 1843 ist der erste Staatskonservator eingesetzt worden. Allerdings haben diese Maßnahmen wenig für die Bodendenkmalpflege gefruchtet. Ein weiterer Erlaß von 1844 befaßte sich ausschließlich mit dem Schutz der ur- und frühgeschichtlichen Bodendenkmäler. Er sollte der Zerstörung von Großsteingräbern, Burgwällen und Hügelgräbern im Zuge der Flurseparationen Einhalt gebieten.<sup>7</sup>

In Berlin war 1805 aus der königlichen Kunstkammer das Museum vaterländischer Altertümer im Schloß Monbijou hervorgegangen. Hierher waren alle auf fiskalischem Grund gefundenen Altertümer aus den einzelnen Provinzen des Staates abzuliefern. Es war lange Zeit das einzige überregionale Museum des preußischen Staates und die Wiege des einstmals berühmten Berliner Museums für Ur- und Frühgeschichte, an dem bis 1945 nacheinander *A. Voß*, *C. Schuchardt* und *W. Unverzag* wirkten. Erster Direktor dieser Einrichtung war *Freiherr Leopold von Ledebur*, der hier von 1829 bis 1875 wirkte.<sup>8</sup>

Mit *Ledebur* setzte für die Berliner Museen und den Erhalt der Bodentalertümer in der Provinz Brandenburg eine bedeutende Entwicklung ein. Als *Ledebur* die Leitung der Sammlung übernahm – er war nicht vom Fach, sondern ein vorzeitig pensionierter Hauptmann – steckte die Urgeschichtsforschung noch in den Kinderschuhen. Ihn bewegten solche Fragen: „*Welchem Volke, welchem Lande gehören die Altertümer an, und was bedeutet jedes einzelne Stück?*“<sup>9</sup> Das Dreiperiodensystem (Stein-Bronze-Eisenzeit) war erst 1836 von *Lisch*, *Thomsen* und *Danneil* entwickelt worden. Die Diskussion über dieses Instrumentarium zur zeitlichen Einordnung und Gliederung des archäologischen Fundmaterials weiter Teile Europas lief gerade erst an und sollte noch mehrere Generationen von Prähistorikern beschäftigen. *Ledebur* entging den Schwierigkeiten der zeitlichen Einordnung des in der Sammlung vorhandenen Fundgutes durch eine gesonderte Aufstellung und Verzeichnung nach einzelnen Provinzen der preußischen Monarchie. Diese Katalogisierung und Präsentation der Altertümer wurde in Berlin bis 1945 beibehalten. Erst mit fortschreitender Erkenntnis über die tatsächliche Zeitstellung der einzelnen Funde und ihre Zuweisung zu bestimmten Kulturen und Formengruppen wurden sie innerhalb der einzelnen Provinzabteilungen auch in chronologischer Folge dargeboten.

1836 überraschte *v. Ledebur* die interessierte Fachwelt mit einem Katalog der Bestände des Museums.<sup>10</sup> In einem Vorspann des Buches geht er auf das Werden und Wachsen der Sammlung ein und begründet das Vorgehen bei der Neuordnung des Museums. Es folgt eine Besprechung der in den einzelnen preußischen Provinzen gefundenen Altertümer. In Beschreibungen werden wichtige Fundplätze und Fundstücke vorgelegt. Es wäre für die heutige Bodendenkmalpflege reizvoll zu überprüfen,



*Gustav Stimming*  
nach einer Photographie zwischen 1870 und 1880 (n. O. Tschirch 1918)

inwieweit Fundplatzangaben noch jetzt lokalisierbar sind. Viele Funde waren beim Bau der Eisenbahnen, und Fernstraßen von Berlin nach Hamburg und Magdeburg gefunden worden. So berichtet er über Funde beim Straßenbau in Potsdam, Friesack und Oranienburg. Für mitteilungswürdig erachtet er auch die Funde, welche beim Bau der wichtigen Havelbrücke in Plaue zutage traten. Zahlreiche bronzezeitliche Metallfunde kamen beim Torfstechen, in Mergelgruben, beim Tonabbau und bei Entwässerungsarbeiten im Havelland zum Vorschein.

Als 1837 in Berlin der Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg als erster Geschichtsverein der Provinz ins Leben trat, gehörte *v. Ledebur* zu den Mitbegründern. Er übernahm die Leitung der Sektion für äußere und innere Landesgeschichte. Zu jener Zeit betrachtete man die Altertumskunde als einen festen Bestandteil der vaterländischen Geschichtsforschung. Fast alle in der Folgezeit entstandenen märkischen Geschichtsvereine, besonders der Historische Verein zu Brandenburg, der Verein für Geschichte in Neuruppin und die Niederlausitzer Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde nahmen sich der Sammlung heimischer Altertümer an. Aus den Sitzungsberichten des zuerst genannten Vereins geht hervor, daß *v. Ledebur* regelmäßig über bedeutende Neufunde und Erwerbungen für das Museum berichtete. 1840 sprach er sich dringlich für die Erhaltung der Bodentalertümer in der Provinz Brandenburg aus. Auf sein Drängen hin faßte der Verein 1840 den Beschluß, die Pfarrer auf dem Lande und in den märkischen Städten über die *„jedes Orts vorhandenen geschichtlichen und alterthümlichen Merkwürdigkeiten um Anzeige und Berichterstattung zu bitten“*.<sup>11</sup> Beabsichtigt war damit die Aufstellung eines Altertümerverzeichnisses. Entsprechende Fragebögen wurden im Lande verschickt und gingen als reiche Fundberichte besonders aus dem Barnim und Teltow, aber auch aus anderen Kreisen in Berlin ein.

Grundlegend und richtungsweisend für die weitere Forschung wurde *v. Ledeburs* 1852 veröffentlichtes Büchlein über die Altertümer des Regierungsbezirkes Potsdam.<sup>12</sup> Es war das Resultat der Fragebogenaktion. Mit diesem Buch wurde ein empfindlicher Nachholebedarf in der Altertümererfassung aufgefüllt, nachdem für Schlesien durch Büsching, für die Provinz Sachsen durch die Mitteilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, für Pommern durch die Baltischen Studien und für Mecklenburg durch die Jahrbücher für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde bereits entsprechende Arbeiten und Publikationsmöglichkeiten geschaffen waren.

Nach Kreisen geordnet, legte *v. Ledebur* die bis dahin bekannt gewordenen Funde der einzelnen Dörfer und Städte des westlichen Brandenburgs vor. Die Fundvorlagen gehen oft bis ins Detail, und manch exakte Fundortangabe läßt sich noch heute im Gelände ausfindig machen. So beschreibt er eines der ganz wenigen noch in Resten erhaltenen Großsteingräber der Mark bei Lenzen in der Westprignitz. Auch die Fundgeschichte der bronzezeitlichen Schilde von Herzsprung nahe Wittstock wird erst-



*Otto Felsberg*  
nach einer Photographie aus den letzten Lebensjahren (n. P. Krause 1943)

malig mitgeteilt. Aus den Kreisen Neuruppin und Westhavelland behandelt er besonders die dort sehr zahlreich anzutreffenden Burgwälle, so vor allem die von Bamme, Kreis Rathenow und Riewand, Kreis Brandenburg. *v. Ledeburs* Buch hätte den Anstoß für weitere in die Breite und Tiefe gehende Untersuchungen geben können. Solche kamen aber erst in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jh. in Gang.

Fragen wir nun danach, seit wann die Bodenaltertümer der Stadt Brandenburg und ihres näheren Umlandes in das Blickfeld gelehrter Forschung fielen, so ist hier in erster Linie an das Wirken des bereits erwähnten 1868 begründeten Historischen Vereins und die sie maßgeblich tragenden Persönlichkeiten zu erinnern.

Das Gebiet um Brandenburg a. d. Havel gehört zu den fundreichsten Landstrichen des ganzen heutigen Bundeslandes und war zu allen Zeiten von der mittleren Steinzeit bis in das Mittelalter dicht besiedelt. Wenn das Brandenburger Havelland heute zu den am besten erforschten Landstrichen des märkischen Raumes gehört, so ist dies ohne Zweifel ein Verdienst zahlreicher, hauptsächlich ehrenamtlich tätig gewesener Laienarchäologen und Altertumsforscher seit den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Zu nennen sind vor allem die Namen *Geiseler, Schillman, Gustav* und *Richard Stimming, Grupp, Stein, Schmidt, Holtz, Widdel, Felsbeg* und *Krause*. Sie alle haben größtenteils als Mitglieder des Vereins und als Zuarbeiter für das 1886/87 im Steintorturm eröffnete Vereinsmuseum in mühevoller und selbstloser Weise die Bausteine zu einer fundierten Ur- und Frühgeschichte mit den Mitteln und Möglichkeiten und im Geiste ihrer Zeit zusammengetragen. Sie legten auch in unterschiedlicher Weise den Grundstock für die ur- und frühgeschichtliche Sammlung des heutigen Museums Brandenburg. Sie gehört zu den größten und bedeutendsten Sammlungen des Landes.

Blättert man in den Jahresberichten des Historischen Vereins, die von 1870 bis 1943 erschienen sind, so überrascht die von Bericht zu Bericht anwachsende Fülle neuer und interessanter Fundberichte. Zu Ausgang des 19. Jh. war es vor allem der Gymnasiallehrer *Rudolf Grupp*, der die archäologische Erforschung des Brandenburger Gebietes voranbrachte. Sein Bericht über Ring- und Burgwälle überhaupt und speziell im Havelland (1881) besitzt noch heute einen gewissen Quellenwert und wirft ein bezeichnendes Licht auf die Methoden und Bedingungen unter denen man damals forschte.<sup>13</sup>

*Fontane*, der Stoff für weitere Kapitel seiner Wanderungen durch die Mark Brandenburg sammelte hat diesen Bericht besonders exzerpiert.<sup>14</sup> Möglicherweise waren *Grupp* und *Fontane* miteinander bekannt. *Fontane* fesselte an dieser Arbeit *Grups* besondere Darstellungsweise. So schreibt er wenige Tage vor seinem Tode, als er sich noch um Stoff für seine Arbeit um das Ländchen Friesack bemühte: „*Was ich in Fidicin oder Berghaus gefunden, ist tödlich ... Sonderbar, ich habe den meisten Vorteil immer aus unbekanntem Broschüren gezogen, die von einem Nichtschriststeller geschrieben, in Rhinow oder Rathenow, Preis 50 Pf. erschienen waren.*“<sup>15</sup>

Einen ersten bebilderten Abriß über die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung und eine Erläuterung der bekannten Fundplätze gab *Richard Schillmann* 1882 in seiner Geschichte der Stadt Brandenburg.<sup>16</sup> Bemerkenswert ist seine Karte von Brandenburg und Umgebung „mit Angabe der heidnischen Grabstätten“. Sie waren größtenteils von *Gustav Stimming* aufgefunden und entweder von ihm allein oder zusammen mit *Schillmann* untersucht worden.

*Gustav Stimming*<sup>17</sup> war 1831 als Sohn eines Landwirtes in Brandenburg geboren. Nach dem Besuch der Domschule, der Saldria und des Gymnasiums widmete er sich der väterlichen Wirtschaft und später dem Kaufmannsberuf. Schon als Schüler und junger Mann zeigte er ein reges Interesse für die Natur und älteste Geschichte des Havellandes. Wie und wann er zu den ersten ur- und frühgeschichtlichen Funden kam, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich gaben Funde auf eigenen Feldern und in der Umgebung den Anlaß zum weiteren Forschen und Aufspüren neuer Fundstellen. *Stimmings* Beschäftigung mit der Ur- und Frühgeschichte der Umgebung Brandenburgs setzte vermutlich in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein. Zu dieser Zeit waren Urgeschichtsforschung und Bodendenkmalpflege im Werden begriffen. Eine feste Regelung der Bodendenkmalpflege in der Provinz Brandenburg war noch nicht erfolgt. Es gab auch kein Ausgrabungsgesetz und Ablieferungspflicht für Bodenfunde auf privatem Grund und Boden. Die zeitliche Einordnung des Fundgutes und eine Methodik des Ausgrabens und Dokumentierens waren noch wenig ausgebildet. Erst 1888 gab *A. Voß* ein Merkbuch „*Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren*“ heraus.<sup>18</sup>

*Gustav Stimming* sondierte mit Stecher und Spaten die ganze Umgebung Brandenburgs. Über 100 Gräberfelder „hat er eigenhändig ausgebeutet und einige tausend Aschenkrüge dem Erdboden abgerungen. Diese überraschend reichhaltigen und wertvollen Funde unserer Umgebung ... sind doch im wesentlichen vor allem der zähen Ausdauer des unermüdlichen Gräbers zu verdanken, der da köstliche Schätze hervorzauberte, wo andere früh erlahmt waren und an die Unergiebigkeit des heimischen Bodens geglaubt hatten“, hob *O. Tschirch*<sup>19</sup> in einem Nachruf auf *Stimming* hervor. *Stimming* durchwanderte zu Fuß das Havelland und benutzte nur selten ein Fuhrwerk zu seinen Ausgrabungs-orten. Im Rucksack oder eigens dazu gefertigten Beuteln trug er die Funde nach Hause. Die geborgenen Stücke wurden gesäubert, gezeichnet, beschriftet und der eigenen Sammlung zugeführt, die im Verlaufe von etwa 40 Jahren zu einer der bedeutendsten Privatsammlungen prähistorischer Funde in Deutschland wurde. Bei seiner Arbeit hat er den Umkreis von Brandenburg gleichmäßig durchforscht und besonders zahlreich Funde aus der mittleren bis jüngeren Steinzeit und aus der römischen Kaiserzeit des 1. bis 4. Jh. u. Z. zusammengetragen. Schon früh begann er eigenständig oder unter Zurhilfenahme namhafter Wissenschaftler mit der Auswertung und Veröffentlichung seiner Grabungsfunde. Dazu trat er in enge Beziehung zu dem Kreis um *Albert Voß* und *Rudolf Virchow* in Berlin. In Berlin hatte sich 1869 die

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gebildet, deren Mitglied *Stimming* wurde. An der Spitze der Gesellschaft stand der weithin bekannte Anthropologe *Rudolf Virchow*.

*Vofß* und *Virchow* hielten eine rege Verbindung zu den privaten Forschern und Vereinen in den Provinzen. *Stimming* hat von 1880 bis 1897 laufend über neue Funde und Grabungen in der von der Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift für Ethnologie berichtet.<sup>20</sup> Dadurch lenkte er bald die Aufmerksamkeit der gelehrten Fachwelt auf die brandenburgische Altertumsforschung. Die Krönung seines Lebens war die Herausgabe eines reich illustrierten Buches über „*Vorgeschichtliche Alterthümer aus Mark Brandenburg*“ im Jahre 1887. Dieses Buch<sup>21</sup> war ein wichtiger Markstein in der Urgeschichtsforschung der Mark und darf anderen ähnlichen Werken der gleichen Zeit würdig an die Seite gestellt werden. Es ist im wesentlichen das Werk von *Stimming*. *A. Vofß* hat nur beratend mitgewirkt, und *Virchow* schrieb das Vorwort. Zwischen *Stimming* und *Virchow* bestand ein reger Briefwechsel. Leider ist davon nur wenig erhalten. So bat *Stimming* *Virchow* 1881 um eine Photographie, nachdem *Virchow* und *Vofß* eigens zum Besuch der *Stimmingschen* Sammlung gekommen waren. *Stimming* wollte sich auch ganz in den Dienst des Berliner Museums stellen und bat *Virchow* um Fürsprache. Laufend unterrichtete er ihn über neue „*heidnische Grabstätten*“ um Brandenburg.<sup>22</sup>

Anlässlich der 11. Allgemeinen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft fand im August 1880 in Berlin eine Ausstellung prähistorischer und anthropologischer Funde Deutschlands statt. An dieser Ausstellung beteiligten sich aus Brandenburg *Stimming* und der Historische Verein mit ihren Sammlungen. Denn ein Ziel des Vereins bestand in der Erhaltung, Würdigung und Sammlung der Denkmäler der Brandenburger Vorzeit. Schon wenige Jahre nach der Vereinsgründung war durch Schenkungen und Sammlung eine Kollektion von Fundstücken entstanden, die im Juli 1872 von *Virchow* und Mitgliedern der Berliner Gesellschaft für Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte besichtigt worden war und über die *R. Schillmann* im gleichen Jahr eine Übersicht gab.<sup>23</sup> *Stimming* war aktives Mitglied des Vereins und hat auf den Sitzungen und Versammlungen desselben über vorgeschichtliche Funde referiert.

Die Sammlung und Bibliothek des Historischen Vereins wuchsen in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jh. durch einen weit gestreuten Schriftentausch – man gab alle zwei Jahre Vereinsberichte heraus – und durch die Zuführung vieler kulturhistorischer Gegenstände stark an. Man stand in gutem Kontakt mit den Vereinen in der Altmark, im Ruppinschen, in Potsdam, Frankfurt, Berlin und in der Niederlausitz. Auch zum Märkischen Museum gab es Berührungen. 1886/87 konnte der Verein endlich auch der breiten Öffentlichkeit seine Schätze zugänglich machen. Der Stein-

torturm wurde als Vereinsmuseum eröffnet. Damit schlug die Geburtsstunde des heutigen Museums Brandenburg. Leider ist der 100. Jahrestag der Wiederkehr der Gründung bzw. Öffnung der Sammlungen nicht gebührend begangen worden!

In den achtziger und neunziger Jahren, als sich Brandenburg immer stärker zur Industriestadt entwickelte, nahm auch die archäologische Forschung geregeltere Formen an. Verschiedene Erlässe und Verordnungen der preußischen Regierung bemühten sich um die Bodenaltertümer. In den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende erfolgte schließlich die provinzielle Förderung der Denkmalpflege, die auch die Bodenaltertümer mit einbegriff. Ein Ausgrabungsgesetz ließ allerdings noch sehr lange auf sich warten. Es wurde 1914 verkündet, kam aber erst seit 1920 in Preußen voll zur Geltung. Nachdem 1922 für die Provinz Brandenburg der erste staatliche Vertrauensmann für Bodenaltertümer berufen und auch Kreispfleger bestätigt worden waren, nahm die Ur- und Frühgeschichte und Bodendenkmalpflege auch hier fester Formen an.

Für das Gebiet um Brandenburg waren nacheinander Pfarrer *Holtz* und Prof. Dr. *O. Felsberg* Kreispfleger. *Stimming* hat diesen Aufschwung der Bodendenkmalpflege nicht mehr erlebt. Nach seinem Tode 1915 übernahm sein Sohn, der Arzt Dr. *Rudolf Stimming*, die Sammlung und baute sie leicht aus. Leider ist die große Sammlung nur in kleinen Teilen durch Ankauf in Brandenburg am Museum erhalten. Der größere und wichtigere Teile wurde Ende der zwanziger Jahre an das Museum in Genthin verkauft. Die Stadt Brandenburg und der Historische Verein konnten die geforderte Kaufsumme nicht aufbringen.

Die Pflugschaft Brandenburg umfaßte in den zwanziger Jahren etwa 40 Gemarkungen der Kreise Westhavelland, Zauch-Beltzig und den Stadtkreis Brandenburg. 1926 übernahm *Otto Felsberg* das Amt des ehrenamtlichen Pflegers für die kulturgeschichtlichen Bodenaltertümer und die Leitung der urgeschichtlichen Abteilung des Vereinsmuseum. Unter *Felsberg* erhielt die ur- und frühgeschichtliche Forschung in Brandenburg einen großen Auftrieb. Sein Name ist noch heute in Fachkreisen sehr bekannt und geschätzt. Die Sammlung des Vereins, die inzwischen (1923) in das „Frey Haus“ in der Hauptstraße 96 umgezogen war, wuchs stark an. *O. Felsberg* (1860–1941) war 1899 nach einem Studium der Geschichte und Germanistik in Freiburg, Jena und Berlin und nach einer mehrjährigen Tätigkeit als Lehrer in Koburg zum Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des Lehrerinnenseminars nach Brandenburg berufen worden. Nachdem er 1925 in den Ruhestand getreten war, konnte er sich ganz der Vorgeschichte widmen. In seinen Lebenserinnerungen schreibt er: „*Meinen literarischen und wissenschaftlichen Neigungen, denen ich mich während meiner Amtstätigkeit nur nebenher hatte widmen können, konnte ich nun meine ganze Arbeitskraft zuwenden. Mehr und mehr trat jetzt das Studium der Vorgeschichte in den Mittelpunkt meines Interesses. Der Stadtarchivar Prof. Tschirch bat mich, ihm für seine Geschichte der Stadt Brandenburg das einleitende Kapitel über die Vorgeschichte zu*

*schreiben. Das veranlaßte mich zu einem eingehenden Studium der vorgeschichtlichen Sammlung des Heimatmuseums. Diese Tätigkeit, die mir viel Freude bereitete, nahm mich völlig in Anspruch. Ich fand in meiner rein wissenschaftlichen Tätigkeit volle Befriedigung ... Vor allem widmete ich mich der Sammlung. Ein großer Mangel war es, daß ein Katalog vollständig fehlte. Ich begann, einen Zettelkatalog einzurichten, in dem ich jeden Gegenstand in Zeichnung und Beschreibung so kennzeichnete, daß er leicht wiedererkannt werden konnte ... Ferner richtete ich eine Studiensammlung ein. Dazu trat dann noch die Arbeit im Gelände.*<sup>24</sup>

Felsberg nahm fast jährlich Ausgrabungen und Notbergungen vor. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in damals führenden Fachzeitschriften niedergelegt. Viele seiner Arbeiten sind noch heute von großem Wert und haben unsere Kenntnis über die ur- und frühgeschichtliche Besiedlung des Havelgebietes wesentlich bereichert. Zu nennen sind seine Arbeiten über das Havelland in slawischer Zeit, über die römische Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Elbhavelland und über Grab- und Siedlungsfunde bei Schenkenberg und Jeserig.<sup>25</sup>

Seit 1934 stand der Studienrat *Paul Krause* dem Kreispfleger zur Seite, der, nachdem Felsberg 1940 aus Altersgründen sein Amt niederlegte, die Nachfolge als ehrenamtlicher Pfleger antrat. *Krause* hat viele Notbergungen durchgeführt und dabei Schüler und Jugendliche herangezogen. Auf ihn gehen auch eine Reihe populär-wissenschaftlicher Aufsätze und Zeitungsartikel in den Brandenburger Zeitungen zurück. *Krause* war Praktiker im Gelände und bei Grabungen. Seine zahllosen Flurbegehungen und Fundbeobachtungen hat er in mehreren Tagebüchern festgehalten, die uns erhalten geblieben sind und im Brandenburgischen Museum für Ur- und Frühgeschichte in Potsdam aufbewahrt werden. Einen letzten umfangreichen Bericht über seine Feldforschungen gab er 1941.<sup>26</sup> 1941 verstarb Gemeinrat Felsberg und P. Krause 1945.

Das Ende des zweiten Weltkrieges brachte einen teilweisen Verlust der ur- und frühgeschichtlichen Sammlung. Besonders die wertvollsten Stücke gingen in den Wirren der ersten Nachkriegszeit verloren. Erst in den fünfziger Jahren, nachdem 1953 das Museum für Ur- und Frühgeschichte in Potsdam begründet worden war und eine Reorganisation der Bodendenkmalpflege in den Kreisen der Mark Brandenburg erfolgt war, regten sich auch in Brandenburg wieder erste Ansätze für eine archäologische Sammlungs-, Forschungs- und Bodendenkmalpflegetätigkeit.

### Anmerkungen

- <sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag stellt die überarbeitete Fassung eines Vortrages dar, den der Verfasser am 24. März 1993 vor den Mitgliedern des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V. gehalten hat.
- <sup>2</sup> Zu den Anfängen der Ur- und Frühgeschichtsforschung in der Mark Brandenburg siehe zuletzt *R. Schulz* 1983, 605 ff. Die Arbeit von M. G. Treuer erschien 1688 in Nürnberg unter dem Titel „*Kurtze Beschreibung der Heidnischen Todten-Toepffe* ...“

- <sup>3</sup> Zitiert nach *H. Gummel* 1938, 22.
- <sup>4</sup> Vgl. *H. Kirchner* 1972.
- <sup>5</sup> Zum Wirken von *J. C. Beckmann* siehe vor allem *R. Schulz* 1983, 619 ff.
- <sup>6</sup> Der *Beckmannsche* Nachlaß befindet sich unter Pr. Br. Rep 92 im Geheimen Staatsarchiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem.
- <sup>7</sup> Zur Entwicklung der Bodendenkmalpflege während des 19. Jh. siehe allgemein *S. Kramer* 1962, 5 f.
- <sup>8</sup> Zum Wirken und Leben von *L. v. Ledebur* siehe *G. Mangelsdorf* 1990, 250 ff.
- <sup>9</sup> *L. v. Ledebur* 1835, 7.
- <sup>10</sup> Siehe *L. v. Ledebur* 1838.
- <sup>11</sup> Vgl. *Märkische Forschungen*, 2, 1843, 5 und 8, 1863, 8.
- <sup>12</sup> *L. v. Ledebur* 1852.
- <sup>13</sup> Siehe *R. Grupp* 1881, 11 ff; zu Leben und Wirken von *R. Grupp* siehe den Nachruf von *O. Tschirch* 1908, 86.
- <sup>14</sup> Vgl. *G. Mangelsdorf* 1970, 195 ff.
- <sup>15</sup> Zitiert nach *J. Fürstennau* 1941, 83 und Anm. 116.
- <sup>16</sup> *R. Schillmann* 1882, 1 ff und 95 ff.
- <sup>17</sup> Vgl. den Nachruf von *O. Tschirch* 1918, 280 ff.
- <sup>18</sup> *A. Voß* 1888, dazu siehe auch *W. Coblenz* 1989, 7 f.
- <sup>19</sup> *O. Tschirch* 1918, 281.
- <sup>20</sup> Fundberichte von *G. Stimming* in der Zeitschrift für Ethnologie finden sich unter Verhandlungen und Berichte der Anthropologischen Gesellschaft in den Jahrgängen: 12, 1880, 313; 1881, 136; 15, 1883, 300; 17, 1885, 560; 18, 1886, 127, 270 und 385; 21, 1889, 673 und 29, 1897, 312 und 361.
- <sup>21</sup> *A. Voß* und *G. Stimming* 1887.
- <sup>22</sup> Vgl. *Ch. Andree* 1976, Bd. 2. 458 f.
- <sup>23</sup> *R. Schillmann* 1872, 252.
- <sup>24</sup> Zitiert nach *P. Krause* 1943, 24.
- <sup>25</sup> Vgl. *O. Felsberg* 1925, 123 ff; 1929, 58 ff und 1932, 337 ff.
- <sup>26</sup> *P. Krause* 1941, 37 f.

## Literatur

- Andree, Ch.* 1976: Rudolf Virchow als Prähistoriker. Berlin.
- Coblenz, W.* 1989: 100 Jahre „Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren“, in: Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte 23, 1989, 7–11.
- Felsberg, O.* 1925: Die römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit im Elb-Havelland, in: Mannus, Ergänzungsband 7, 1925, 123–169.
- Felsberg, O.* 1929: Das Havelland zur Wendenzeit, in: 58.–60. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel), Brandenburg, 115–140.
- Felsberg, O.* 1932: Neue Gräberfelder und Wohnplätze der frühesten Eisenzeit in der Umgebung von Brandenburg (Havel), in: Mannus 24, 1932, 337–364.

- Fürstenau, J.* 1941: Theodor Fontane und die märkische Heimat, Berlin.
- Grupp, R.* 1881: Die märkische Ring- und Burgwälle zwischen Potsdam und Rathenow, in: 7.–12. Jahresbericht über den historischen Verein zu Brandenburg (Havel), Brandenburg 11–45.
- Gummel, H.* 1938: Magister Gotthilf Treuer, der älteste brandenburgische Vorgeschichtsforscher und seine „Totden-Toepffe“, in: Brandenburgische Jahrbücher 12, 19–27.
- Kirchner, H.* 1972: (Hrsg.) Martin Friedrich Seidel (1621–1693). Thesaurus orcus Marchicus. Aus den Anfängen der Vorgeschichtsforschung in der Mark Brandenburg, Berlin.
- Kramer, S.* 1962: Die Entwicklung der Bodendenkmalpflege in Brandenburg, in: Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam 1, 1962, 5–15.
- Krause, P.* 1941: Vorgeschichtsforschung in Brandenburg 1929–1940, in: 68.–71. Jahresbericht des Historischen Verein zu Brandenburg (Havel), Brandenburg, 37–50.
- Krause, P.* 1943: Gedenkrede, gehalten am 28. Februar 1941 auf der Trauersitzung des Historischen Vereins, in: 72. und 73. Jahresbericht des Historischen Verein zu Brandenburg (Havel), Brandenburg 21–26.
- Ledebur, L. v.* 1838: Das königliche Museum vaterländischer Alterthümer im Schloß Monbijou, Berlin.
- Ledebur, L. v.* 1852: Die heidnischen Alterthümer des Regierungsbezirk Potsdam. Ein Beitrag zur Alterthümer-Statistik der Mark Brandenburg. Berlin.
- Mangelsdorf, G.* 1970: „Über Ring und Burgwälle überhaupt und speziell im Havelland. Zu unveröffentlichten Aufzeichnungen von Theodor Fontane, in: Fontane-Blätter, Bd. 2, Heft 3, 1970, 195–201.
- Mangelsdorf, G.* 1990: Leopold von Ledebur und die Anfänge der Ur- und Frühgeschichtsforschung im westlichen Brandenburg, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 41, 1990, 250–256.
- Nehls, H.* 1989: Glienicker Nachträge – Paralipomena II, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 85, 1989, Heft 2, 162–176.
- Schillmann, R.* 1872: Verzeichnis der Sammlung des Brandenburger Museums, in: Zeitschrift für Ethnologie 4, 1872, 265.
- Schillmann, R.* 1882: Geschichte der Stadt Brandenburg a. d. Havel, Brandenburg.
- Schulz, R.* 1983: Die Universität Frankfurt (Oder) (1504–1811) und die Anfänge der archäologischen Ur- und Frühgeschichtsforschung in der Mark Brandenburg, in: Ethnologisch-Archäologische Zeitschrift 24, 1983, 605–647.
- Treuer, M. G.* 1688: Kurtze Beschreibung der Heidnischen Todden-Toepffe ..., Nürnberg.
- Tschirch, O.* 1918: Zum Gedächtnisse Rudolf Grupp's, in: 38.–40. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel), Brandenburg 86–88.
- Tschirch, O.* 1918: Gustav Stimming, in: 50. Jahresbericht des Historischen Vereins zu Brandenburg (Havel), Brandenburg, 280–283.
- Vöfß, A. und G. Stimming* 1887: Vorgeschichtliche Alterthümer aus Mark Brandenburg, Brandenburg (Havel) und Berlin.
- Vöfß, A.* 1888: Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren, Berlin.

## Ein verhinderter Münzvertrag zwischen Brandenburg und Sachsen

---

Eine bemerkenswerte Münzsorte in der Vielfalt der Münzprägungen der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts in Deutschland waren die brandenburgischen Engelgroschen.

Die Engelgroschen erhielten ihren Namen nach dem sprechenden Bild der Vorderseite mit dem einen Wappenschild haltenden Engel. Nach dem Prägeort in Sachsen, am Schreckenbergr (Pöhlberg) bei St. Annaberg, wurden diese Groschen auch Schreckenberger genannt.

Zur Vorbereitung der um 1500 beginnenden Großsilbermünzprägung in Kur-sachsen diente die Einführung einer größeren Großsilbermünze. In der Münzordnung vom 9. Juli 1498 wurde bestimmt, den Engelgroschen oder Schreckenberger im Wert von drei Zinsgroschen oder von  $\frac{1}{8}$  rheinischen Goldgulden zu 52 Stück aus der 8 Lot 15  $\frac{1}{2}$  Grän (553 fein) haltenden Erfurter Münzmark ausprägen zu lassen. Sieben Schreckenberger entsprachen einem rheinischen Goldgulden.

Zu den sich später anbahnenden Münzverhandlungen zwischen Brandenburg und Sachsen sei angemerkt, daß 1490 die Wettiner beschlossen, den rheinischen Gulden zu 21 Groschen zu rechnen, während man in der Mark Brandenburg den Gulden zu 32 Groschen rechnete.

Die Schreckenberger entwickelten sich zu einem beliebten Zahlungsmittel, das weit über die sächsischen Grenzen hinaus Verbreitung fand.

Durch die sächsischen Münzordnungen aus der Zeit zwischen 1490 und 1530 konnten geringwertige Münzsorten ungehindert ins Land dringen und beträchtlichen Schaden anrichten. Die guthaltigen sächsischen Groschen entzog man durch Einschmelzen dem Verkehr, um den geringerhaltigen Groschen den Weg zu bahnen.

Zu dem „*untüchtigen Gelde, damit die Leute betrogen werden*“, gehörten auch die märkischen Groschen, über die bei den Behörden von verschiedenen Seiten Beschwerden eingingen, so 1509 vom Rat der Stadt Leipzig.

Die ungezählten Beratungen, Erlasse und Verhandlungen der sächsischen Fürsten mit den Kontrahenten seit 1490 bis in das 16. Jahrhundert sind überlieferte Zeugnisse für die monetären Mißverhältnisse in Sachsen. Gegen eine weitere Einfuhr märkischer Groschen wehrten sich die sächsischen Kurfürsten mit energischen Verboten.

Um den Abwehrmaßnahmen der Sachsen gegen die Einfuhr brandenburgischer Groschen zu begegnen, bemühte sich der Kurfürst Joachim I. unter tatkräftiger Hilfe des magdeburgischen Erzbischofs Albrecht, der sein Bruder war, 1519 und 1520 um eine Annäherung an den sächsischen Münzfuß.

Bei einer eventuellen sächsischen Lieferung von 2000 bis 3000 Mark Silber, die auch die Grafen von Mansfeld und die Erzbischöfe von Magdeburg erhielten, erklärte sich der Kurfürst von Brandenburg bereit, größere Münzen prägen zu lassen, 8 auf den Gulden und von doppeltem Gehalt der Groschen und 11 lötig (688 fein). Es sollten 48 Stück dieser Achteltaler auf die Mark gehen, und die feine Mark danach auf 8 Gulden, 15 Groschen und  $\frac{1}{16}$  Pfennig ausgebracht werden.

Würde man sich von sächsischer Seite weigern, das Silber zu liefern, wollte der Kurfürst bei gleichem Stand der Achteltaler von diesen statt 48 nun 50 aus der Mark stückeln. Für die Ausbringung der feinen Mark galt dann folgende Maßgabe: 9 Gulden, 1 Groschen und 11 Pfennig.

Auf die Vorschläge der Brandenburger bezüglich der Prägung von Engelgroschen antworteten die sächsischen Fürsten nach sorgfältiger Prüfung durch Sachverständige mit einem ablehnenden Bescheid. Neben einem kritischen Mißtrauen gegen die Brandenburger Zusagen, war die Ansicht der sächsischen Räte entscheidend, einer Lieferung von Silber wegen der Unsicherheit der Erträge aus den Silbergruben nicht zuzustimmen.

Kurfürst Friedrich von Sachsen lehnte am 28. Mai 1519 das Angebot von Kurfürst Joachim I. von Brandenburg ab, woran auch ein späteres Schreiben Joachims I. an Kurfürst Friedrich und den Herzögen Johann und Georg vom 12. Juni 1520 nichts änderte.

Über die Ausprägung von Engelgroschen in Brandenburg berichten Urkunden aus den Jahren 1524, 1527 und 1532. In den Bestallungen der Münzmeister Moritz Kuneke in Frankfurt/Oder, Merten Füge und Hans Thornow dem Älteren in Stendal wurde bestimmt, daß 8 Groschen auf den Gulden und 48 Groschen auf die Mark gelten sollen sowie ein Groschen 11 Lot fein sein sollte.

Die Verhandlungen zwischen Brandenburg und Sachsen hatten in dieser Angelegenheit aber noch kein Ende gefunden. Am 30. September 1524 trafen sich die beiderseitigen Räte in Leipzig zu Verhandlungen, die wiederum ergebnislos verliefen. Einige Jahre später (1531) fand eine Erneuerung des Verbots märkischer Groschen in einem Dokument seinen Niederschlag.

## Beschreibung der brandenburgischen Engelgroschen

- Nr. 1 Prägestätte Stadt Brandenburg  
ohne Münzmeisterzeichen, Hermann Meyse?  
Durchmesser: 30 mm    Gewicht: 4, 46 g
- Av. Brustbild eines Engels, vor sich den fünffeldigen brandenburgischen Wappenschild haltend  
IOACI o Mar o BRANDENBVR o ELECTVS 15–19
- Rv. Der stehende Paulus mit Schwert in der Rechten, zu seinen Füßen ein Schild mit dem brandenburgischen Adler.  
MONE o NO o ARG = o BRANDENBV

Mit diesem Engelgroschen endet die Münzprägung in der Stadt Brandenburg. Es handelt sich bei diesem Stück um ein Unikum, das sich im Münzkabinett Gotha befindet.

- Nr. 2 Prägestätte Frankfurt/Oder  
ohne Jahreszahl und Münzmeisterzeichen  
Darstellung der Münzbilder wie Nr. 1  
Umschrift der Rückseite: MONE o NO ... FRANKFORD

Das Stück ist nur aus der älteren Literatur bekannt.

- Nr. 3 Prägestätte Stendal  
ohne Jahreszahl, Münzmeisterzeichen: Adlerkopf für Georg und Füge
- Av. Brustbild eines Engels mit Adlerschild  
IOAC o PRIN o ELEC o MAR o BRANG
- Rv. Fünffeldiger Wappenschild  
MON o NOA o ARC o PRIN o ELE o BRAN

Es sind zwei Exemplare bekannt, die zum Bestand der Münzkabinette Berlin und Dresden gehören.

Die wenigen erhalten gebliebenen Engelgroschen sind Zeichen eines gescheiterten Münzvertrages zwischen Brandenburg und Sachsen. Zweifellos hat Kurfürst Joachim I. Proben prägen lassen.

### *Literatur*

E. Bahrfeldt: Das Münzwesen der Mark Brandenburg, Berlin 1895.

Wolfgang Fried: Ein verhinderter Münzvertrag zwischen Brandenburg und Sachsen



Nr. 1



Nr. 2

## Der Paramentenschatz am Dom zu Brandenburg

---

Bedeutende Teile des Brandenburger Domschatzes sind zwar durch die Eröffnung des Dommuseums im Oktober 1979 einer breiten Öffentlichkeit erschlossen worden, dennoch können gerade die mittelalterlichen Textilien (Paramente) noch lange nicht in ihrer Vollständigkeit gezeigt werden. 1985 wurde das Dommuseum mit dem Obergeschoß erweitert, und im ehemaligen Dormitorium konnten die Paramente klimatisch günstiger, umfangreicher und konservatorisch besser präsentiert werden.

Über Herkunft, Umfang, Funktion, Formen und Material der Paramente gibt es kaum lokal erschienene Veröffentlichungen (s. Literaturanhang).

An erster Stelle sei das bedeutendste Beispiel einer spätromanischen Weißstickerei, das um 1290 entstandene Fasten- oder Hungertuch, anzuführen. Das 2,17 x 4,40 m große Tuch ist entwicklungsgeschichtlich ein interessantes Beispiel für den Übergang von der reifen romanischen zur frühgotischen Form in der niedersächsischen mittelalterlichen Bildstickerei. Fastentücher wurden während der 40tägigen vorösterlichen Fastenzeit aufgehängt, um den Hochaltar und gelegentlich auch Nebentäpfele zu verhüllen. So wurde das in der Passionszeit für die Gläubigen bestehende Fastengebot auch auf den Anblick der Altäre ausgedehnt.

Das Brandenburger Hungertuch läßt durchaus Vergleiche mit der niedersächsischen Malerei und der Handschrift des Brandenburger Evangelistars zu. In den 29 Szenen wird das Leben Christi von der Verkündigung bis zum Weltgericht behandelt. Die gesamte Fläche wurde in Reihen von je 8 kreisrunden Medaillons aufgegliedert, dazwischen aufgefüllt mit romanisierenden Laubwerk, das als 4strahliger Stern angeordnet, regelmäßig wiederkehrt.

Die Mitte des Tuches wird beherrscht von der Kreuzigungsgruppe, umgeben von 4 Halbfiguren mit den Propheten Jesaja, Daniel, Hiob und Habakuk. Die Umschriften konnten nur teilweise entziffert werden.<sup>1</sup>

Die kostbaren Seiden-, Brokat- und Samtgewänder sind Zeugnisse der Webkunst in Europa, die längst der Vergangenheit angehören. Gerade die Seidenweberei der Gotik gelangte zu einer Blüte in Technik und Aussagekraft, wie sie in späteren Zeiten niemals wieder erreicht werden konnte.

## 1. Geschichtliches

Nach der Überlieferung sollen 2 Mönche um die Mitte des 6. Jh. in ausgehöhlten Wanderstöcken Seidenraupen nach Byzanz gebracht haben, denn ihre Ausfuhr war in Asien bei Todesstrafe verboten. Da auch Byzanz das Geheimnis der Seidenweberei hütete, konnte es über Jahrhunderte seine Monopolstellung behaupten. Ausgehend von der antiken Handwerksproduktion erreichte die Herstellung von Seiden- und Brokatstoffen ein hohes technisches und künstlerisches Niveau. So war Byzanz während des Mittelalters die „*Prunkwerkstatt*“ und wichtigster Handelsplatz in Europa.<sup>2</sup>

Andererseits gelangte durch die Araber über Sizilien, Spanien und Süditalien die Seidenweberei im 11. Jh. nach dem westlichen Europa und erreichte im 14. und 15. Jh. in den oberitalienischen Stadtstaaten Lucca, Venedig, Florenz und Genua einen Höhepunkt. Die sizilianischen Seidenweber, die nach Norditalien eingewandert waren, beherrschten in der Technik Atlas-, Samt- und Brokatweberei und brachten sie zur höchsten Vollendung. Motive sind Tierkämpfe und Jagdstücke, Adler und Sonnen, „*zu welchen Ungeheuer ... emporstiegen*“.<sup>3</sup> Beispiele dafür lassen sich in der Sammlung des Domschatzes finden, z. B. ein Pluviale (Chormantel) von 1420 aus Seidenbrokat mit reichen Tier- und Rankenmustern, wie Rehe, Hasen, Adler, Pfauen und Pinienäpfel.

Das Granatapfelmuster war im 15. Jh. das beherrschende Motiv, das die kostbaren Seidengewebe, Samte und Brokatelle in vielfältigen Abwandlungen schmückte. Auf den Brandenburger Gewändern findet sich dieses Granatapfelmuster in über 10 Varianten.

## 2. Textile Techniken

Im Hinblick auf die Sammlung in Brandenburg soll hier kurz auf die Gewebearbeiten, die Weberei und Stickerei, eingegangen werden, wobei in der Praxis vielfach die Stickerei mit der Weberei verbunden wurde. In der Weberei entstehen jene Grundstoffe aus Leinen, Wolle, Baumwolle und Seide auf dem Webstuhl durch eine rechtwinklige Verkreuzung zweier oder mehrerer Fadengruppen. Die Längsfäden heißen Kette, die Quersfäden Schuß. Durch Heben und Senken eines Teiles der gespannten Kettfäden wird das Fach gebildet, in das der Schuß eingetragen wird. Durch Fachwechsel entsteht die Bindung. Von den einzelnen Gewebarten, wie Köper, Atlas, Damast, Brokat und Samt sind besonders die 3 letztgenannten in unserer Sammlung vertreten.

In Venedig wurde bereits im 11. Jh. die Seidenweberei als Hausindustrie betrieben. Das erste Statut einer Seidenweberzunft stammt aus der 2. Hälfte des 13. Jh.

Im 15. Jh. bildeten die Samtweber eine eigene Zunft. Die Technik war so kompliziert, daß in Venedig 5 verschiedene Meisterprüfungen für Samtweber abgelegt werden konnten. Das großzügig abgewandelte Granatapfelmuster bot alle Möglichkeiten

der Gestaltung des Samtes. Als Beispiel soll eine der schönsten Kaseln des Domschatzes mit den Insignien des Schwanenordens – Die Schwanenordenskasel – beschrieben werden. Die Kasel besteht aus goldlanciertem Seidengewebe, gemustert mit Reliefsamt und Goldnoppen im Granatapfelmuster. Die Ordensinsignien und Wappen des Kurfürsten Friedrich II., der den Orden 1440 gründete, sind appliziert.

Leider ist die Kasel vor Jahren unsachgemäß restauriert, geklebt worden, und mußte von Friederike Ebner von Eschenbach in einer Nadelrestaurierung zurückrestauriert werden.

Auf die Bedeutung des Schwanenordens hier einzugehen, würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen und müßte ein gesondertes Thema werden.

## 2. 1. Goldfadenherstellung

Vor allem wurden die Samte mit Goldfäden und Metallplättchen in Gold und Silber ausgeschmückt. Die Goldfäden bestehen aus dünnem Leinen-, Baumwoll- oder Seidenfaden, um die spiralig ein tierisches Darmhäutchen mit einer feinen Blattgoldauflage gewickelt wurde. Häutchengold wurde in Zypern und Byzanz hergestellt, aber auch von den meisten europäischen Seidenmanufakturen übernommen. Am Ende des 14. Jh. verwendeten die Seidenweber in Italien und Spanien wieder den alten Metallfaden, indem abgeplätteter Gold- oder Silberdraht (der Lahn) um eine Fadenseele gewickelt wurde. So sind die Brokate und Samtbrokate, die aus Lucca und Venedig kamen, aber ebenso die Borten aus Paris und Köln mit solchen Gold- und Silbergarnen gewebt. Die Brandenburger Gewänder sind sowohl mit Häutchengold, Gold- und Silberlahn, als auch mit den ostasiatischen Riemchengold – das sind vergoldete bzw. versilberte Lederstreifen oder Streifen aus Maulbeerbaumpapier – verziert worden.

## 2. 2. Stickerei

Waren die Gewebe allein schon kostbar, so sind sie außerdem noch mit anspruchsvoller Stickerei geschmückt worden. In Deutschland waren es vor allem die Paramentenwerkstätten in den Frauenklöstern, vom 12. bis 15. Jh. z. B. in Niedersachsen, die kostbare Stickereien herstellten. Als selbständige Kunstgattung erlebte die Seidenstickerei im 14. Jh. großen Aufschwung.

Neben den Werkstätten in Klöstern, entstand das bürgerliche Gewerbe der Paramentensticker mit Zentren in Prag und Köln.

Zentren feinsten Seidenstickerei mit Ausstrahlung nach Deutschland und Österreich waren die qualitätvollen böhmischen Stickereien, die wir auch auf den Brandenburger Gewändern bewundern können. Bestickt wurden die Kreuze der Kaseln, die Bordüren bzw. Stäbe der Chormäntel, die Stickereibesätze (Paruren) der Dalmatiken. Fast immer wurde dazu eine Unterzeichnung mit schwarzer oder brauner Farbe auf dem Gewebe aufgetragen. Beispiele dafür sind Besätze und Schild eines Chormantels

in Seiden- und Goldstickerei auf Leinen (1400/1410), böhmisch beeinflusst. Unter vieltürmigen Baldachinen stehen Apostel, rechts und links unten die Wappen des Domkapitals und des Dompropstes von Britzke.

Die z. T. freiliegende Unterzeichnung läßt eine verzierte Zeichnerin erkennen, zumal die feinteiligen Baldachine vereinfacht überstickt wurden.

Aus dem Domschatz zu erwähnen sind u. a. 2 Dalmatiken mit jeweils 2 Stickerei-besätzen auf Vorder- und Rückseiten, die in ihren zarten Schattierungen als Nadelmalerei zu bezeichnen sind.

Es handelt sich um ehemals rosaroten Seidendamast mit Granatapfelmuster (Italien, 15. Jh.), der im Laufe der Jahrhunderte bräunlich-gelb geworden ist. Dargestellt werden weibliche und männliche Heilige sowie biblische Szenen aus dem Neuen Testament, wie Verkündigung und Krönung Marias bzw. Geißelung und Auferstehung Christi (s. Abb 2 Detail).

### 2. 3. Reliefstickerei

Grenzen der Stickereitechnik wurden erreicht, als im 16. Jh. die Reliefstickerei aus dem Streben der Spätgotik nach Naturnähe entstand. In Verbindung mit der Metallstickerei in Anlegetechnik<sup>4</sup> wurde der absolute Höhepunkt der Stickerei erreicht und damit auch ihr langsamer Verfall herbeigeführt.

Die im Dommuseum ausgestellte einzelne Goldreliefstickerei mit der Darstellung einer Kreuzigungsgruppe (dat. Ende 15. Jh.) könnte zur Bedeckung des Kelches gedient haben. Oder sie gehörte zu einer versteiften Tasche (Bursa genannt), die der Krankenkommunion diente.

Bei einer Kasel aus Goldbrokat (Italien Ende 15./Anf. 16. Jh.), die ebenfalls im Museum gezeigt wird, besteht das Kaselkreuz aus Leinenreliefstickerei mit Szenen aus der Passionsgeschichte. Auf rotem Samtgrund sind die Figuren aus Leinen gebildet, das durch dichtes Falten zum Relief wurde. Die Reliefstickerei war mit Perlen besetzt, die jedoch zum größten Teil ausgefallen sind. Als Frau Ebner von Eschenbach das Gewand restaurierte, fand sie unter dem Kaselkreuz gut erhaltenen Goldbrokat mit Flammenschalen im Muster. Sie setzte diesen Brokat auf die stark abgetragenen Schulterteile der Kasel. Da diese Form der Restaurierung nicht dem Original entspricht, wird sie heutzutage nicht mehr praktiziert (Abb. 3).

### 3. Der Ornat des Priesters

Als im 4. Jh. das Christentum Staatsreligion wurde, entstand ein ausschließlich für den Gottesdienst bestimmter Priesterornat. Durch Einheit von Staat und Kirche, also weltlicher und geistlicher Macht, entwickelte sich der Priesterornat nach dem Vorbild der Konsulartracht, der Amtstracht der Römer. Die Grundformen des Ornats der katholischen Geistlichkeit gehen auf diese spätrömische Tracht zurück und bestanden aus der langen Tunika, der Dalmatika, der Paenula (dt.: Reisemantel, Hülle). Im Laufe

der Zeit änderten sich jedoch die Namen der Gewänder. So wurde die mit dem Zingulum gegürtete Tunika später Alba genannt und die Paenula Kasel.

Die liturgischen Gewänder und Insignien durften nicht von allen Geistlichen bzw. zu allen Gelegenheiten getragen werden. Die Kasel wurde ausschließlich Meßgewand. Zum Chorgebet, bei Prozessionen und Weihen trug der Priester das Pluviale. Die meisten Paramente waren so zugleich Rangabzeichen, in denen der Aufbau der geistlichen Hierarchie zum Ausdruck kam.

Neue Gewänder und Insignien kamen mit der Zeit hinzu. Als wichtige Insignien sind anzusehen:

- Der Manipel – entwickelte sich aus dem antiken Schweiß- oder Handtuch; später bestand das Tuch nur noch aus einem schmalen Streifen, der über den Arm gelegt wurde.
- Die Stola – wurde über der Alba als schmales Band getragen;
- Das Pallium – eine mit Kreuzeszeichen geschmückte Binde über der Kasel zu tragen;
- Das Amikt – ein kragenartig gelegtes rechteckiges Tuch, das den Ausschnitt der Gewänder füllte.

Mit wachsender Macht der Kirche entstand für die hohe Geistlichkeit die immer kostbarer werdende Pontifikalkleidung, wozu Handschuhe, Schuhe, Strümpfe, Krummstab, Mitra, Ring und die bereits erwähnten Insignien gehörten. Als Kopfbedeckung trug der Bischof die Mitra, nur dem Papst stand die Tiara (dreifache Krone) zu, die zugleich den weltlichen Herrschaftsanspruch demonstrierte. Etwa im 13. Jh. hatte der geistliche Ornat seine gültige Ausprägung erhalten, so daß sich in den folgenden Jahrhunderten im wesentlichen nur noch die Form und Ausstattung änderte. Für die verschiedenen Feste des Kirchenjahres wurde die Einführung der liturgischen Farben Weiß, Rot, Grün, Violett/Schwarz üblich.<sup>5</sup>

### 3. 1. Hauptformen der Gewänder im Brandenburger Domschatz

Das eigentliche Meßgewand des Priesters ist die *Kasel* (lat. *casula* = Häuschen, Hütte). Es war im 13. Jh. halbkreisförmig zugeschnitten und an den geraden Seiten zusammengenäht, so daß es den Körper wie eine Glocke umgab. Das glockenähnliche Übergewand ohne Ärmel und mit Ausschnitt für den Kopf war immer auf dem Rücken reich verziert, denn der Priester zelebrierte die Messe zum Altar gewandt, also mit dem Rücken zur Gemeinde. Später wurde der Stoff der Kasel immer sparsamer zugeschnitten. Entstand ursprünglich beim Anheben des Gewandes, z. B. beim Ministrieren, eine reiche Faltenbildung,<sup>6</sup> so war das Gewand später ganz faltenlos, über dem Rücken etwas länger und abgerundet. Die im Dommuseum ausgestellten Kaseln (C 7 u. 8) sind Beispiele dafür. Beide Kaseln gehören jeweils zu einer Capella, der liturgischen Kombination von einer Kasel, zwei Dalmatiken und oft auch einem

Pluviale. So haben im Dom das Levitenamt zelebriert: Priester, Diakon und Subdiakon und dazu die passenden Gewänder getragen. Der alte Levitensitz – ein Dreiersitz aus dem 15. Jh. – ist heute noch im Dom vorhanden.

Unsere Kasel (C 7) aus rotem Samt mit Granatapfelmuster (Italien 2. H. 15. Jh.) ist auf Vorder- und Rückseite reich mit einem Gabelkreuz verziert. Die in Seidenflachstich gestickten Heiligen unter Baldachinen sind wohl eine einheimische Stickerei (s. Abb. 4).

Bei der Kasel (C 8) handelt es sich um dunkelgrünen Samt mit Granatapfelmuster (Italien 15. Jh.). Das Kaselkreuz weist Reliefstickerei aus Gold- und Silberfäden sowie Pailletten (Goldplättchen) auf. Die Stickerei stellt eine Kreuzigungsgruppe mit den Halbfiguren Jonas und David auf dem Querbalken sowie unter reicher architektonischer Gliederung die Apostel Petrus und Paulus dar. Das Wappen unten rechts des Bischofs Arnold v. Burgsdorff (1472 bis 1485 Bischof in Brandenburg) gibt Auskunft über den Träger dieser Kasel. Die zwei dazugehörigen Dalmatiken in dunkelgrünem Samt weisen keinerlei Stickereien auf.

Das Meßgewand des Diakons und Subdiakons ist die *Dalmatik*. Der Name Levitenrock oder Lesegewand wurde gebraucht, weil in diesem Gewand bei der Messe die Perikopen (Lesungen für Sonn- und Feiertage aus den 4 Evangelien) oder weil eben die „*Leviten*“ gelesen wurden.

Ursprünglich kam das Gewand aus Dalmatien, war im Römerreich eine verbreitete Obertunika für Männer und Frauen und wurde von der katholischen Kirche als Teil der liturgischen Kleidung aufgenommen. So war die Dalmatik einst ein hemdartiges bis zu den Knöcheln herabfallendes weißes Gewand mit überlangen breiten Ärmeln. In der Folge wurde die Dalmatik verkürzt und verengt, die Ärmel dann aber erweitert und aufgeschlitzt. Nun ein Festgewand kam und kommt es in allen liturgischen Farben vor (s. Abb. 5).

Das *Pluviale* war ursprünglich ein Schutzmantel mit Kapuze. Es gehörte zur Ausstattung des Priesters beim Gebrauch des Rauchfasses (Rauchmantel), zu den Vespertagesdiensten (Vespermantel) und besonders bei Prozessionen zum Schutz gegen die Witterung (dann pluviale). Für Bischöfe und die hohe Geistlichkeit wurde es das eigentliche Prunkgewand mit reich verzierten Borten, vorn mit kostbaren Schließen und Agraffen zusammengehalten. Seit im 13. Jh. als Kopfbedeckung das Barett (oder Birett) aufgekommen war, fiel beim Pluviale die Kapuze weg. Übrig blieb ein kleines Zeugstück (clipeus) von dreieckiger oder abgerundeter Form.

Als Beispiel aus dem Domschatz kann der Chormantel (P 11) beschrieben werden. Der halbseidene Goldbrokat (ehemals rot jetzt verblichen) weist Blatt- und Blütenmuster sowie gegenüberstehende Hirsche und Vögel auf (niedersächsisch, 1. H. 15. Jh.). Der Rückenschild in Seidenbrokat mit stehender Madonna im Strahlenkranz und Ranken dagegen ist italienischer Herkunft (2. H. 15. Jh.). Außerdem gehört eine erhaltene Borte als figurlich gestalteter Stab in Seidenflachstich ins 14. Jh. (s. Abb.).

Diese 3 geschilderten Gewandformen: Kasel, Dalmatik und Pluviale bilden den Hauptanteil des Paramentenschatzes.

Auffallend ist, daß einige Gewänder gestückelt, ja geradezu aus Fragmenten zusammengesetzt sind. Erklärt werden kann das damit, daß ein abgetragenes Gewand nicht verworfen, sondern aus alt immer wieder neu gemacht wurde. Hinzu kam, daß weltliche Fürsten der Kirche ihre abgelegten Kleidungsstücke schenkten und daraus dann in den Klosterwerkstätten liturgische Gewänder gefertigt wurden. Beispiele dafür sind eine aus zahlreichen Fragmenten zusammengesetzte Kasel aus grünem Samtbrotkat mit Goldösen und großflächigem Granatapfelmuster (Italien Ende 15. Jh.) und eine Dalmatik (D 22) aus drei verschiedenen Samtbrotkaten (Italien Ende 15./Anfang 16. Jh.) (s. Abb. 6).

Wir haben aber auch Gewänder; da fehlen wichtige Stickereibesätze (Paruren). Einige abgetrennte Stickereien gehen sicher auf die Sammelleidenschaft des *Franz Bock* zurück, der in die Geschichte als „*Scherenbock*“ einging. Er hatte im vorigen Jahrhundert die bedeutenden Paramentensammlungen bereist, aber für seine eigene Sammlung so manche kostbare Stickerei abgetrennt. Seine 3 Bände zur Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, die 1859–1871 erschienen, geben allerdings über seine Privatsammlung keine Auskunft. Sie ist dann später in verschiedene größere Museen gekommen.

Aufbewahrt wird weiterhin eine *Alba* (e). Das hemdartige weiße Untergewand reichte bis auf die Füße. In den bischöflichen Ornaten bestand es aus weißer Seide und war mit kostbaren Stickereien an den Säumen versehen bzw. aus 4 Besatzstücken vom Stoff der Kasel verziert. Die in Brandenburg zur Kasel C 5 gehörige *Albe* besteht aus weißem Leinen mit 4 Paruren aus rotgelbem Seidenbrotkat. Aufgegürtet wurde sie durch das Zingulum (dt. Gürtel oder Knotenstrick), denn die *Albe* war durch ihre Länge und Weite beim Gehen hinderlich.

E. Wernicke führt als Kuriosum an, daß die *Albe* noch um 1870 den Besuchern des Doms als „*Hemd des Riesen Goliath*“ gezeigt wurde und daß Goliath unter den Reliquien des Doms eine besondere Rolle spielte.<sup>7</sup>

#### 4. Aufbewahrung der liturgischen Gewänder

Das Domstift besitzt noch heute Teile der alten Ausstattung an eichenen Schränken und Truhen. Nur werden darin jetzt keine Gewänder mehr aufbewahrt. Jeder Dombesucher kann sich jedoch an dem frühgotischen Giebelschrank (um 1300) erfreuen, indem einst die Gewänder hingen (Abb. 7). Zwei weitere Sakristeischränke aus dem 15. Jh. stehen im Dommuseum, wobei ein Schrank mit textilem Ornament und Laubwerk in mehrfarbiger Schablonenmalerei von besonderem Interesse ist. Sind doch innen an den Schränken auf Türen und Klappen noch die alten Zettel mit dem Nachweis über den früheren Inhalt geklebt. Sie sind nach Wernicke ans Ende des 16. Jh. zu datieren. Zur Zeit Wernickes war die Sammlung nur noch in dem gotischen

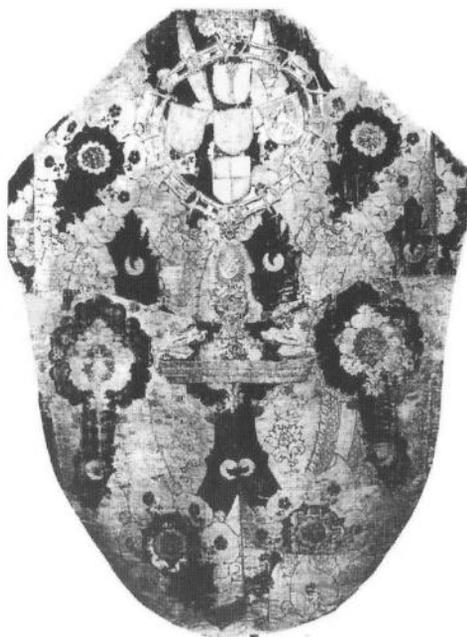
Giebelschrank und in einem Glasschrank im sogenannten Antiquarium (Schatzkammer) aufbewahrt. Außerdem berichtet er wie folgt darüber: „Im Brandenburger Dom haben noch bis vor ganz kurzem Samt- und Brokatpluviale als Decken über Tischen und Kästen gedient. Es läßt sich denken, in welchem Zustand sie dadurch gekommen sind.“<sup>8</sup>

Erst in den siebziger Jahren konnte durch Unterstützung des Institutes für Denkmalpflege Berlin ein klimatisierter Gewänderraum mit modernen Schränken, die große und kleine aufziehbare Schübe aufweisen, eingerichtet werden. Ein Teil des Raumes wird von einer Glaswand mit Schiebetüren abgeteilt, so daß dahinter die Gewänder auf moderne Eichenholzbügel gehängt werden konnten.

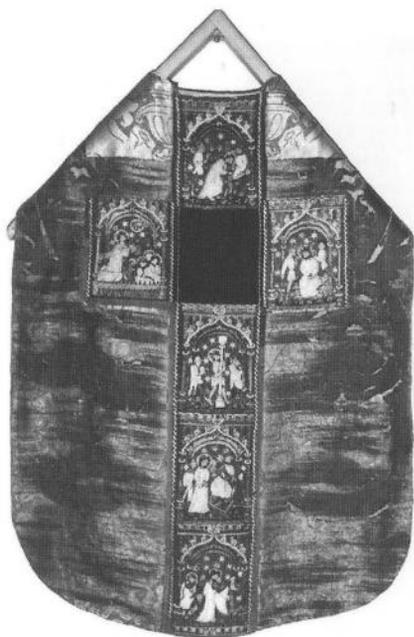
Seit 1963 sind Paramente kontinuierlich restauriert worden. Unter fachkundiger Anleitung der Chefredaktorin Christa-Maria Jeitner werden wir auch in Zukunft darum bemüht sein, weitere Gewänder restaurieren zu lassen bzw. die Sammlung nach konservatorischen Gesichtspunkten zu bewahren.



Detail der Dalmatik D 8, Stickerei mit Verkündigung an Maria (Nadelmalerei)



Kasel des Schwannenordens, um 1460  
*Foto: Reich*



Kasel C 6, Goldbrokat, Italien Ende 15. Jh.,  
Stickerei mit Passionsszenen um 1440  
*Foto: Reich*



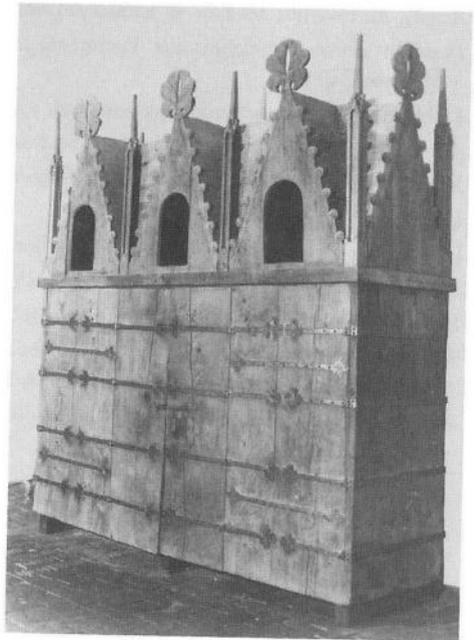
Kasel C 7 (Italien, 2. H. 15. Jh.),  
 roter Samt mit Granatapfelmuster  
 Foto: IfD Berlin



Dalmatik D 14, Italien,  
 Samt mit Granatapfelmuster  
 2. H. 15 Jh.  
 Foto: IfD Berlin



Dalmatik D 22  
aus drei verschiedenen  
Samtbrokaten,  
Ende 15./Anf. 16. Jh.  
*Foto: Reich*



Frühgotischer Giebelschrank,  
um 1300 im Dom Brandenburg  
*Foto: Reich*

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die ausführliche Beschreibung des Altartuches bzw. Hungertuches kann an dieser Stelle nicht erfolgen.
  - <sup>2</sup> *Thiel, Erika*: Geschichte des Kostüms, Berlin 1963, S. 89–107.
  - <sup>3</sup> *Bergner, H.*: Handbuch der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland, Leipzig 1905, S. 256.
  - <sup>4</sup> Gold- und Silberfäden wurden nicht durch das Gewebe gezogen, sondern „angelegt“, d. h. mit einem 2. Faden auf dem Stoff befestigt. Vgl. *Flemming, J. ...*: Dom und Domschatz zu Halberstadt, Berlin 1973, S. 160 ff.
  - <sup>5</sup> Unter Papst Innozenz III. (1198–1216) erfolgte die Einführung der liturgischen Farben, die für die Gewänder der Geistlichen zu den einzelnen Festen des Kirchenjahres vorgeschrieben wurden: Weiß = Weihnachten, Ostern u. Himmelfahrt, Feste Gottes u. der Maria sowie aller Heiligen. Rot = Pfingsten, Feste des Kreuzes u. der Märtyrer; Schwarz od. Violett: Advents- u. Fastenzeit, Karfreitag, Allerseelen, Totenmessen; Grün= gewöhnl. Sonntage nach Epiphania und Trinitatis sowie an Werktagen (s. Christliche Ikonographie, S. 129/130).
- <sup>6/7/8</sup> *Wernicke*: Die Sammlung mittelaltertümlicher Meßgewänder in Dom Brdbr. 1877, S. 86–89

### Literatur

Bau- und Kunstdenkmale in der DDR, Bezirk Potsdam, Berlin 1978.

*Bergau, R.*: Inventar der Bau- u. Kunstdenkmale in der Provinz Brandenburg, Berlin 1885.

*Drescher, Horst*: Verzeichnis der Paramente im Dom zu Brandenburg (maschinenschriftl. Manuskript).

*Eichholz, P.*: Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg, Berlin 1912.

Ausstellung von Kirchengewändern aus Seidenstoffen des Mittelalters, Berlin 1911.

*Kroos, Renate*: Niedersächsische Bildstickereien des Mittelalters, Berlin 1971.

Lexikon der Kunst, Bd. III, Leipzig 1968.

Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 3, Freiburg 1957.

Restaurierte Kunstwerke in der DDR, Ausstellung Staatl. Museen, Berlin 1980.

*Sachs, H. ...*: Christliche Ikonographie in Stichworten Koehler & Amelang, Leipzig 1973.

*Wernicke, E.*: Inventarium der Gerkammer des Doms zu Brandenburg. In: Anzeiger für Kunde der Deutschen Vorzeit Nr. 27, S. 336–339, 373–377.

*Westfeling, Uwe*: Schnütgen-Museum. Ein Führer zur Kunst des Mittelalters, Köln 1977.

## Zur Geschichte des Brandenburger Stadtwappens

---

Die Brandenburger Stadtverordnetenversammlung beschloß im Februar 1990 die Wiedereinführung des alten Stadtwappens von 1715 in der Form von 1901. Damit wurde der Wunsch vieler Brandenburger Wirklichkeit, wieder zum historischen Stadtwappen zurückzukehren und das 1950 eingeführte neue Wappen – durch seine rauchenden Schloten auch als Wappen der Umweltverschmutzung bezeichnet – abzuschaffen. In diesem Zusammenhang gab es auch die Frage, welches alte Stadtwappen nun das historisch und heraldisch richtige sei. Es ist eine falsche Auffassung, daß ein einmal gezeichnetes Wappen für alle Zeiten festgeschrieben ist. Die Wappendarstellungen wurden dem jeweiligen Zeitgeschmack angepaßt.

Seit dem 14. Jahrhundert gibt es Stadtwappen, und im 16. Jahrhundert wurden sie allgemeiner Brauch. In der Regel übernahmen die Städte die Stadtsiegel, in die Form des Schildes gebracht, als Wappen. Der Ursprung des Wappenschildes liegt im Schild der Ritter im Mittelalter. Der Ritter war in seiner Rüstung als Person nicht erkennbar. Daher wurden an den Schilden bestimmte Zeichen zur Kennzeichnung angebracht. Bei der Gestaltung der Wappen im modernen Sinne blieb als Grundform der Umriss des Schildes erhalten. Zuerst nutzte der Adel Wappen zur Kennzeichnung von Rechtsansprüchen. An den Fürstenhöfen wachten Beamte – die Herolde – über die Einhaltung der sich herausbildenden Regeln zur Beschaffenheit der Wappen. Nach ihnen wird die Wappenlehre Heraldik genannt.

Die Wappen der beiden Städte Brandenburg haben ebenfalls in den alten Siegeln ihren Ursprung. Unterlagen darüber sind allerdings nicht mehr vorhanden, sie setzen erst nach der Vereinigung beider Städte im Jahre 1715 ein. Das damalige Stadtwappen entstand durch das Nebeneinanderstellen der beiden Wappenschilde der Alt- und der Neustadt. Darüber kam als Zeichen der Vereinigung der Städte durch den preußischen König die Königskrone (Abb. 1). Unterlagen über die Verleihung des Rechts zur Führung der Krone im Wappen an die Stadt sind nicht vorhanden, die Nutzung wurde aber durch die preußischen Könige nachweislich toleriert. Brandenburg war eine der wenigen Städte Deutschlands, die sich ein Doppelschildwappen gaben; heute ist das Brandenburger das einzige. *Otto Hupp* gab in seinem Buch „*Königreich Preußen, Wappen der Städte, Flecken und Dörfer*“ Ende des vorigen Jahrhunderts eine gültige Beschreibung des Stadtwappens: „*Brandenburg führt zwei Wappenschilde nebeneinander, rechts den der Altstadt, links den der Neustadt. Altstadt: in Silber eine rote viertürmige*

*Burg mit offenem Tor und Fallgitter; die beiden mittleren Türme mit je einem Schilde belegt, im rechten der schwarze preußische, im linken der rote brandenburgische Adler. Neustadt: in Silber eine fünftürmige Burg, in deren Torbogen ein Gewappneter mit geschultertem Schwerte steht, der einen Schild mit dem roten brandenburgischen Adler vor sich hält.*<sup>1</sup>

Hupp beschrieb also nur die Wappenschilde, die Beistücke Krone, Jahreszahl und umrahmende Ornamente blieben, da sie keine unlösbaren Bestandteile eines Wappens sind, unerwähnt.

Anfang unseres Jahrhunderts benötigte die Stadtverwaltung zum Abstempeln der Schuldscheine in größerer Zahl Trockenstempel, die das Stadtwappen zeigen sollten. Der Stadtarchivar, Dr. *Otto Tschirch*, wurde gebeten, dafür ein genaues, gut ausgeführtes Stadtwappen zur Verfügung zu stellen. *Tschirchs* Antwort lautete: „*Ein geschmackvolles, für den angegebenen Zweck empfehlungswertes Wappen ist nicht vorhanden. Ich würde daher vorschlagen, den als geschickten Wappenmaler weitbekanntesten Prof. A. Hildebrandt in Berlin mit der Herstellung eines neuen, geschmackvollen Stadtwappens – nach meinen Angaben – zu betrauen.*“<sup>2</sup>

Prof. *Hildebrandt* erklärte sich bereit, für ein Honorar von 25 Mark ein Aquarell anzufertigen. Er setzte die beiden Schilde der Alt- und Neustadt in ein Renaissance-schild und darüber eine heraldische Königskrone mit der geteilten Jahreszahl 1715 (Abb. 2). Das Ergebnis kommentierte *Tschirch* mit den Worten: „*Die Zeichnung ist trefflich gelungen und heraldisch richtig, braucht also nicht verändert zu werden.*“<sup>3</sup>

*Hildebrandt* hatte nach eigenen Angaben folgende Veränderungen am Stadtwappen vorgenommen: „*Bezüglich der die beiden Schilde umfassenden Umrahmung habe ich die alte Zeichnung von 1715 benutzt, jedoch die m. E. überflüssigen grünen Blätter fortgelassen. Statt der matten unheraldischen Steinfarbe ist das heraldische Rot angewendet ... Die Form der Burg im Neustädter Schilde habe ich in etwa dem ältesten Siegel angepaßt, die fünf Türme kommen dabei noch klar zum Ausdruck, und die Gesamtform wirkt nicht so eintönig wie auf den anderen Siegeln und Zeichnungen. Auf diesen ist auch die Ritterfigur mit dem altbrandenburgischen Adler, die auf den älteren Siegeln stark hervortritt, zu sehr verkleinert.*“<sup>4</sup> Außerdem führte *Hildebrandt* entsprechend dem ältesten Siegel die Mauer im Altstadtwappen nicht bis an den unteren Schildrand, zeichnete keine Torflügel ein und entfernte die Fähnchen von den Turmspitzen. Zur Jahreszahl 1715 schrieb er: „*Die Zahl 1715 habe ich nur zur Ausfüllung der Ecken angebracht, sie kann auch wegbleiben.*“<sup>5</sup>

Der Magistrat hatte gegen den *Hildebrandtschen* Entwurf zuerst noch Einwände, die auf auch heute noch anzutreffenden Fehlinterpretationen des Stadtwappens beruhten. So sollte im neustädtischen Wappen die Figur im Tor der Burg der Darstellung des Brandenburger Rolands angepaßt werden und die fünf Türme deutlicher hervorgehoben werden. *Tschirch* konnte diese Einwände aber abwenden, da die Figur den Landesherrn, also den Markgrafen von Brandenburg, darstellte und die fünf

Türme der Burg nur zufällig in der Anzahl mit den Tortürmen der Neustadt übereinstimmen. Der Entwurf von Prof. *Hildebrandt* wurde zum gültigen Stadtwappen erklärt.

Nach 1918 begann eine erneute Diskussion über das Stadtwappen. Der Hauptangriffspunkt war die Krone. Wiederholte Verfügungen der Regierung verlangten, daß bei der Bezeichnung der Behörden und beim Führen öffentlicher Wappen und Siegel der neuen republikanischen Staatsform entsprechend, von früheren Hoheitszeichen Abstand zu nehmen sei.

Da die Brandenburger vorerst bei ihrem Stadtwappen blieben, wurde sogar ein in Berlin ansässiger Verein, die Republikanische Beschwerdestelle e. V., aktiv. In einem Schreiben vom 9. März 1925 forderte der Verein „auf Grund des Artikels 126 der Reichsverfassung“ vom Regierungspräsidenten in Potsdam, dem Magistrat in Brandenburg die Nutzung des „verbotenen Wappenbildes“ im Dienstsiegel zu untersagen.<sup>6</sup>

Prof. Dr. *Tschirch* konnte 1924 mit einem Gutachten die Beibehaltung des Stadtwappens in der Form von 1901 bewirken.<sup>7</sup> Die Hauptfrage in der Auseinandersetzung in jenen Jahren war, ob die Krone nicht durch den Kurfürstenhut ersetzt werden müsse. Ein Argument für den Kurhut war der Fakt, daß 1715 Friedrich Wilhelm I. den Titel König in Preußen führte und damit die Vereinigung der Städte Brandenburg als Kurfürst vollzogen habe. *Tschirch* vertrat die Meinung, daß es eine schriftliche oder mündliche Verleihung der Krone für das Brandenburger Wappen durch den König gegeben haben müsse, auch wenn Überlieferungen darüber fehlten. Eine förmliche Anerkennung des geführten Wappens durch den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. sah *Tschirch* in der Verleihung der Amtsketten für den Brandenburger Oberbürgermeister und den Stadtverordnetenvorsteher im Jahre 1840. Der König genehmigte die Nutzung des Wappens für die Amtsketten, bestimmte aber auch als Auszeichnung für die Chur- und Hauptstadt die Anbringung des Kurhutes über dem Wappen. Ein Wappen mit Krone und Kurhut war aber unmöglich. Die Stadt führte daher das Wappen wie bisher. Bei der Huldigung zum Empfang des Königs 1840 wurden Fahnen jeweils mit den Einzelwappen der Alt- und Neustadt verwendet und über diese Wappen der Kurhut gesetzt. *Tschirch* begründete in seinem Gutachten weiterhin, daß sich die Verfügung der Regierung über das Entfernen monarchistischer Hoheitszeichen nur auf staatliche Siegel und Wappen beziehen könne, da die Städte das Recht der freien Wappenwahl hatten.

In Vorbereitung der Jahrtausendfeier 1929 plante die Stadtverwaltung abermals eine Überarbeitung des Stadtwappens. Die Federführung hatte der Stadtbaurat *Erbs*.<sup>8</sup> Diesmal sollten zum Wappen weder Krone noch Kurhut gehören. Die Stadtverwaltung wandte sich an den Reichskunstwart beim Reichsministerium des Innern und bat ihn, bei der Ausarbeitung eines neuen Wappens behilflich zu sein. Der Reichskunstwart sprach sich ebenfalls gegen Krone und Kurhut aus und schlug die Verwendung des brandenburgischen roten Adlers an deren Stelle vor. Mit dem von ihm

empfohlenen Wappenmaler kam die Stadt aber zu keiner Einigung. Deshalb fertigte der Kunstmaler *Arthur Heyde*, Lehrer an der Wredowschen Zeichenschule, im Herbst 1929 einen Entwurf mit dem Adler an. Streit gab es über die Form des Adlers. Auf Anraten des Reichskunstwartes ließ die Stadt den Entwurf *Heydes* durch den Wappenmaler Prof. *Tobias Schwab* nochmals überarbeiten.

So erhielt die Stadt – zwar erst nach der Jahrtausendfeier – ein „modern“ gestaltetes Wappen, das bis 1933 Bestand hatte (Abb. 3). Der Versuch, die beiden Wappen der Alt- und Neustadt in ein Schild zu pressen und darüber den brandenburgischen Adler zu stellen, kann wohl kaum als gelungen bezeichnet werden.

Mit dem Ende des zweiten Weltkrieges benötigten die Verwaltungsorgane zwar kein Stadtwappen aber Siegel. Im Juli 1945 wurde der Stadtarchivar, *Dr. Neumann*, aufgefordert, Vorschläge einzureichen. Er schlug – auch unter Bezugnahme auf die Gutachten von Prof. Dr. *Tschirch* – die Nutzung des Stadtwappens in der Form von 1901 vor. Das Stadtwappen fand in den ersten Nachkriegsjahren aber keine Anerkennung. Vor allem die Königskrone und der preußische Adler im Turm des Altstadt-wappens galten als Symbole reaktionärer deutscher Geschichte.

Im Stadtarchiv befinden sich 33 Entwürfe für ein neues Stadtwappen aus dem Jahre 1950. Dem Auftrag der Stadtverwaltung und des Volksbildungsausschusses entsprechend, sollte im Wappen das Alte der Stadt und das Neue der Zeit zum Ausdruck gebracht werden. Das Symbol für das Neue war die Industrie. Am 15. Januar 1950 erfolgte die Grundsteinlegung für das Stahl- und Walzwerk; das Traktorenwerk und die Volkswerft setzten die Geschichte der Brennaborwerke bzw. der Werft der Gebrüder Wiemann fort. 27 Entwürfe zeigten in vielfältiger Kombination Schornsteine, einige Entwürfe Traktoren oder Schiffe. In der Mehrzahl der Entwürfe ist der Versuch zu erkennen, ein Bezug zur Geschichte der Stadt zum Ausdruck zu bringen. Acht Entwürfe präsentierten die Stadtmauer und Tortürme und vier verarbeiteten das alte Stadtwappen. Häufig waren auch die Stadtfarben Blau und Grün einbezogen.

Zwei Entwürfe fallen aus der Vielzahl unheraldischer Darstellungen noch besonders heraus: Die einfachste Zeichnung zeigt auf grünem Schild einen weißen Schornstein mit blauem Rauch (Abb. 4), und in einer anderen Darstellung wurde aus dem Wappenschild ein Spatenblatt (Abb. 5).

Am 29. März 1950 beschäftigte sich der Rat der Stadt, dem vom Volksbildungsausschuß nach einer Vorauswahl drei Entwürfe eingereicht wurden, mit dem neuen Stadtwappen. Von den zehn Ratsmitgliedern waren fünf anwesend. Ausgewählt wurde ein Vorschlag von *Georg Kaiser*.<sup>9</sup> Das Wappen zeigte in Silber drei rote Tortürme – den Rathenower und den Plauer Torturm an den Seiten, den Steintorturm in der Mitte –, verbunden durch die Stadtmauer. Zwischen den Türmen wurden jeweils zwei rote Schornsteine gesetzt. Eine Variante des Entwurfs enthielt ursprünglich die Schornsteine ohne Rauch. Um aber ein produzierendes Werk zu zeigen, kam der Rauch in das Wappen. Im Schildfuß sind Wellenbalken in den Farben Blau, Silber und



Abb. 1:  
Stadtwappen 1715

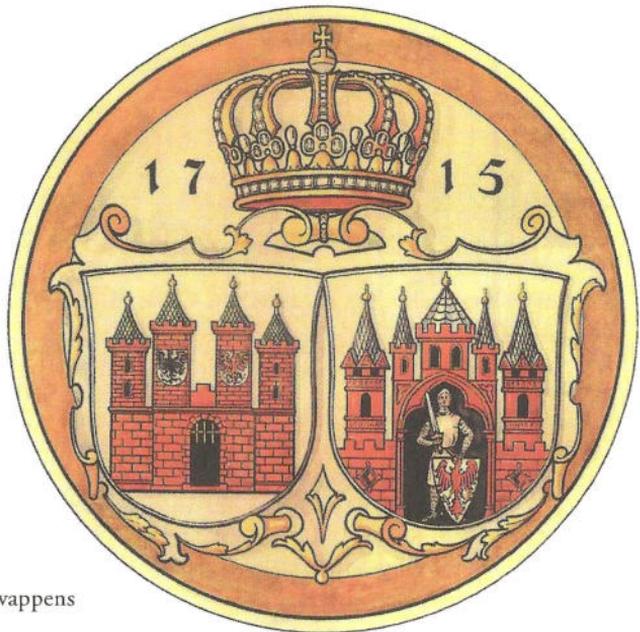


Abb. 2:  
Aquarellentwurf des Stadtwappens  
von A. Hildebrandt 1901

Grün (Abb. 6). Im Protokoll der Ratssitzung ist zu lesen: „Von den vorliegenden Entwürfen eines Stadtwappens findet der Entwurf mit den drei Stadttürmen und vier Fabrikschornsteinen (alte Stadt am Wasser und Industrie) den größten Anklang ... Das Kollegium beschließt mit drei gegen zwei Stimmen die Annahme des vorliegenden Entwurfes.“<sup>10</sup>

Die Beschlußfassung durch die Stadtverordnetenversammlung am 28. April 1950 verlief noch komplikationsloser. Die Begründung trug Stadtrat *Storch* vor. Er schätzte ein: „Ich glaube, die Lösung ist eine ganz glückliche, und die Brandenburger Künstlerschaft bzw. ihr Ausschuß hat sich dafür ausgesprochen.“<sup>11</sup> Nach einer Anfrage des Stadtverordneten *Wernicke* zur „Wellenlinie“ erfolgte die einstimmige Annahme des neuen Stadtwappens.

Seit dem Februar 1990 ist das Stadtwappen von 1715 in der Form von 1901 wieder gültig. Die vielfältige Nutzung durch die Stadtverwaltung, die Presse, in Publikationen und für Werbezwecke zeigt, daß die Brandenburger das Stadtwappen annehmen.

Im Gutachten von 1924 schrieb *Otto Tschirch*, daß die Stadt mit dem Wappen „eine Erinnerung an ihre geschichtliche Vergangenheit, die sie mit Ehrfurcht bewahrt“ wach hält.<sup>12</sup> Wappen, Stadtfahne und der historisch begründete Ehrenname für Brandenburg als Chur- und Hauptstadt sollten auch von uns in diesem Sinne gesehen und bewahrt werden.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> *Hupp, O.*: Königreich Preußen, Wappen der Städte, Flecken und Dörfer. - Reprint, Mecklenheim 1989, Seite 48.

<sup>2</sup> Stadtarchiv Brandenburg an der Havel, 21.1.-34, Bl. 50, 60 und 61.

<sup>3</sup> *Ebenda*, Bl. 57.

<sup>4</sup> *Ebenda*, Bl. 56 f.

<sup>5</sup> *Ebenda*.

<sup>6</sup> *Ebenda*, Bl. 70.

<sup>7</sup> *Ebenda*, Bl. 73-79.

<sup>8</sup> Vergl. Brandenburger Zeitung, Nr. 244 vom 18. Oktober 1929.

<sup>9</sup> *Kaiser, G.*: Vorgänge zur Entwicklung des neuen Stadtwappens. - Brandenburger Kulturspiegel 12/1989, S. 3.

<sup>10</sup> Stadtarchiv Brandenburg an der Havel, 2.0.0.0.-108.

<sup>11</sup> *Ebenda*, 2.0.1.0.-40.

<sup>12</sup> Siehe Anm. 7.

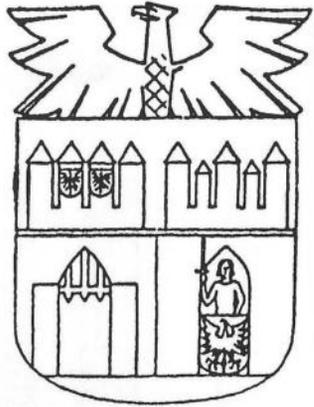


Abb. 3: Stadtwappen 1929

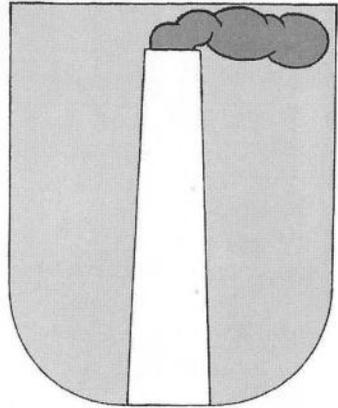


Abb. 4: Entwurf für ein neues Stadtwappen 1950

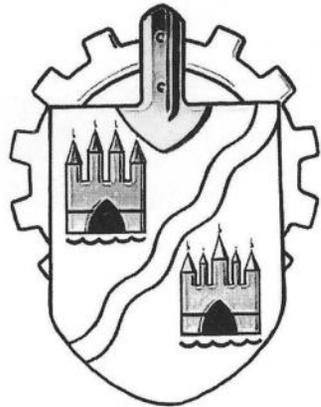


Abb. 5: Entwurf für ein neues Stadtwappen 1950

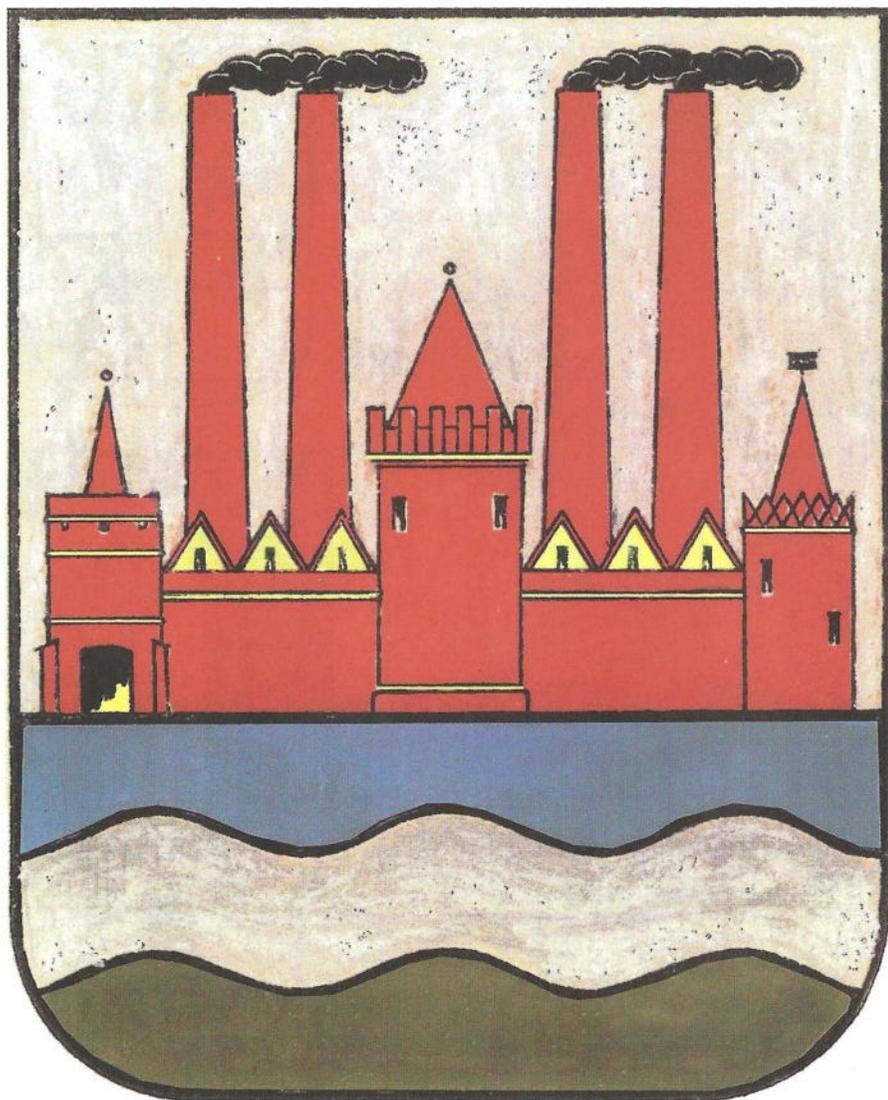


Abb. 6: Stadtwappen 1950

## Fouqué und Brandenburg

---

Fouqué, mit vollem Namen Friedrich Heinrich Karl Baron de la Motte-Fouqué, Baron de Thonnayboutonne, Baron de Saint Surin, Seigneur de la Greve, ist Brandenburger, und Fouqué ist Dichter. In welchem Maße er beides ist, bestimmt den Grad der Aufmerksamkeit, die er in seiner Geburtsstadt zu beanspruchen hat. Ein weiterer Grund, sich Fouqué zuzuwenden, liegt darin, daß man sich bei ihm wie bei keinem anderen Brandenburger sofort und so vielfältig in einem übergreifenden Konnex befindet. Die Zugehörigkeit der Fouqués zur Französischen Colonie in Brandenburg, der Dienst Fouqués bei den Weimarer Kürassieren, die Verbindungen der Familie zum preußischen Königshaus sind nur Beispiele für Relationen, aus denen sich brandenburgischer Identitätsgewinn ziehen läßt.

Es ist hier nicht der Ort, all das aufzuzählen, was an germanistischer Forschungsliteratur über Fouqué schon erschienen ist. Die aus dem Jahr 1980 stammende Monographie von *Frank Rainer Max*,<sup>1</sup> das 1985 erschienene Buch von *Elisabeth Seibicke*<sup>2</sup> und die gründliche Fouqué-Biographie *Arno Schmidts*,<sup>3</sup> die 1993 wieder eine Neuauflage erlebte, sollen nur ihrer Erscheinungsjahre wegen genannt sein, da das Urteil „*ein vergessener Dichter*“, das über Fouqué oft gefällt wird, mit ihrer Hilfe von falschem Verständnis befreit werden kann: Vergessen sind nur die meisten Werke Fouqués, vergessen ist durchaus nicht er selber.

Daß das Interesse an ihm vor allem von einem einzigen seiner Werke immer wieder genährt wird, von seinem Märchen „Undine“, ist der vielen Adaptionen wegen, die dieses Werk schon erfuhr, nicht nur ein literaturgeschichtliches Faktum. Dieser Umstand, und deshalb soll im Folgenden etwas näher darauf eingegangen werden, gewinnt noch an Bedeutung, wenn man weiß, daß Fouqué nicht der erste war, der sich dieses Stoffs annahm.<sup>4</sup> Zu Fouqués Zeiten war das aus der französischen, keltischen und deutschen Erzähltradition stammende Motiv der Mahrtehe, der Verbindung eines Menschen mit einem nichtmenschlichen Wesen, zur trivilliterarischen Mode verkommen, wofür nur einige Beispiele angeführt seien.

Es erschienen:

- 1792 „Das Donauweibchen“ von Karl Friedrich Hensler,
- 1795 „Die Saalnixe“ von Christian August Vulpius,
- 1799 Teil Zwei des „Donauweibchens“ von Hensler,
- 1800 „Hulda, das schöne Wasserfräulein“, wieder von Vulpius,
- 1801 Tiecks Plan zum Drama „Das Donauweib“,
- 1804 „Hulda, die Nymphe aus der Donau“ von Vulpius.

Die Reihe ließe sich fortsetzen. Von all diesen Nymphen und Nixen hat nur die Undine Fouqués überlebt.

Fouqués „Undine“ – und das sollte doch motivieren, die Fouqué betreffenden regionalkundlichen Zusammenhänge zu erfassen – ist ein Werk von weltliterarischem Rang. Mit welchem Interpretationsverfahren auch immer man sie zu ergründen versucht, man kommt zu bemerkenswerten Ergebnissen. Psychologische und soziologische Interpretationstechniken fördern autobiographische Fakten zu Tage, lassen Erkenntnisse zu über die problematische Ehe Fouqués und die Gestalt der Undine als Animaprojektion ihres Autors, auch über eine vom Dichter vielleicht nicht intendierte, im Werk aber enthaltene Kritik an seiner Gesellschaft. Einem werkimmanenten Interpretationsansatz erschließen sich eher das artistische Moment und der naturphilosophische Hintergrund dieses Werkes. Ja schon aufmerksames Lesen genügt, die Vielschichtigkeit der „Undine“ zu sehen. (Um dafür ein Beispiel zu geben, sei ein Stück vom Anfang der Erzählung zitiert: „... *es schien ebensowohl, die Erdzunge habe sich aus Liebe zu der bläulich klaren, wunderhellen Flut in diese hineingedrängt, als auch, das Wasser habe mit verliebten Armen nach der schönen Aue gegriffen ...*“ Das ist in der semantischen Schicht eine Landschaftsbeschreibung, in der ikonographischen ein kopulierendes Paar.)

Elemente der Form transportieren Information. Dies und vor allem ihre hermeneutische Eignung machen die Fouquésche „Undine“ zu einer Dichtung von Rang.

Ein Blick ins Deutsche Bücherverzeichnis zeigt, daß alle vier bis fünf Jahre, als Einzelausgabe oder in Anthologien, im deutschen Sprachraum die Fouquésche „Undine“ erscheint; es handelt sich bei dem in unserer Stadt geborenen Dichter also um jemanden, von dem ein Werk seit nun knapp 200 Jahren immer wieder gedruckt, das in alle europäischen Sprachen übersetzt, seit 200 Jahren immer wieder rezipiert und adaptiert wurde, um jemanden, dessen Wirkung sich durch die Zahl der Adaptionen vervielfacht. Um letzteres zu verdeutlichen: Die „Undine“-Opern von E. T. A. Hoffmann und Albert Lortzing, auch das „Undine“-Ballett von Hans Werner Henze sind zwar die bekanntesten, doch nicht die einzigen. Zwischen 1811, dem Erscheinungsjahr von Fouqués „Undine“, und 1966, dem Jahr der Uraufführung von Sancans Oper „Ondine, fille de la forêt“ in Bordeaux, sind rund dreißig (!) bühenmusikalische Werke mit dem Titel „Undine“ entstanden.

Über die Fouqué-Rezeption im 19. Jahrhundert läßt sich bei Frank Rainer Max nachlesen. Sie wäre, als nur literaturgeschichtliche Tatsache, in diesem Zusammenhang nicht interessant, wenn sich die Rezeption der „Undine“ im 20. Jahrhundert nicht fortsetzen würde. Es gibt ein Drama „Ondine“ von Jean Giraudoux, einen Aufsatz „Undine“ von Marie Luise Kaschnitz, die Erzählung „Undine geht“ von Ingeborg Bachmann. Lyriker wie Johannes Bobrowski, Karl Krolow und Wilhelm Lehmann nehmen in ihrem Werk auf „Undine“ Bezug. Unübersehbar sind die Bezüge auf Fouqué im Werk Arno Schmidts. 1992 gelangte der Film „Undine“<sup>5</sup> in unsere Kinos. Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen, bedeutet aber nur eines: Fouqué hat mit seiner „Undine“ eine Gestalt der Weltliteratur geschaffen, und daran ist jede Bemühung um den Dichter zu messen.

Beziehungen Fouqués zu Brandenburg bestanden bis in sein Erwachsenenalter hinein. Der Eindruck täuscht also, den man bei flüchtiger Betrachtung biographischer Daten gewinnt.<sup>6</sup> Zwar wurde das Geburtshaus des Dichters, eine Curie auf der Dominsel abgerissen; doch die Eltern bezogen mit dem Kind noch ein anderes Haus dieser Stadt; und dieses Haus, ungeachtet dessen, daß man 1781 ein Landgut in Sacrow bei Potsdam erwarb, blieb noch bis 1786, dem neunten Lebensjahr des Dichters Fouqué, im Besitz der Familie.<sup>7</sup>

Für die Beschreibung, die Fouqué in seiner Autobiographie von diesem Haus gibt, kommen nicht viele Stellen unserer Stadt als dessen Standort in Frage:

*„Eine breite sonnige Straße nach vorn heraus seitwärts der Blick nach dem Thor, auf der anderen Seite ein von der Stadtmauer begränzter Garten mit regelrechten Beeten und Gängen nach damaliger Weise, ein Pfortlein in der Mauer nach dem freien Felde hin ...“*

Ein Blick auf den Stadtplan von 1775 legt nahe, dafür die Gegenden am Plauer oder Rathenower Tor zu vermuten. Eine weitere Kindheitserinnerung Fouqués läßt, auch wenn man dabei die vergrößernde frühkindliche Optik in Rechnung stellt, den Schluß zu, es habe sich um ein größeres Grundstück gehandelt:

*„Der Knabe zählte noch nicht zwei Jahre, denn es war beim Ausbruch des Baierschen Krieges, als er mit seiner Wärterin im Garten war, und aus dem Mauer-Pförtchen ein anverwandter Freund des Hauses, Hauptmann Graf Schmettau vonhinnen ritt, nachdem er Abschied von der Familie auf den bevorstehenden Krieg genommen hatte. 'Da reitet der Onkel in den Krieg', sagte die Wärterin zu dem Kinde. Und die ummantelte Gestalt, sich beugend auf dem Roß in der niedrigen Pforte, und der Garten mit seinen Gängen und Beeten und Alleen, – das sieht noch immer vor meinem inneren Auge ...“*

Das „Mauer-Pförtchen“, das immerhin so groß war, daß man „sich beugend auf dem Roß“, hindurchreiten (!) konnte, das „freie Feld“, auf das man durch diese Pforte gelangte, und der Name des Hauskäufers 1786, den Arno Schmidt übermittelt: „Das

Haus in Brandenburg ersteht der Kammerhusar des großen Königs, Neumann ...“<sup>8</sup>, lassen den Versuch einer genaueren Bestimmung jenes Grundstücks als nicht ganz aussichtslos erscheinen.

Noch 1812, als 35jähriger, zu einer Zeit, da er schon fast ein Jahrzehnt in Nennhausen lebte, traf Fouqué sich mit Freunden gern in Brandenburg. Wenn man dazu noch berücksichtigt, mit welchem Gestus er den Roland beschreibt:

„... ein Rolandsbild, und zwar das edelte, welches mir noch vor Augen gekommen ist. In riesengroßer geharnischter Gestaltung, ganz gerade, die Schenkel zusammengestellt, gleich den alt-ägyptischen Bildsäulen, völlig geschwärzt durch Wind und Sonne, das ungeheuer lange Schwerdt senkrecht emporgehalten, auf dem unbedeckten Haupt eine Mooskrone oder vielmehr ein Moosbarett, die Gesichtszüge feierlich, seltsam, eigenthümlich, ohne Künstelei ..., – so steht der Roland vor dem Brandenburger Rathause da ...“,

– wenn man ferner solche Äußerungen über Brandenburg in Betracht zieht wie die in einem Brief an seinen Freund Miltitz: „... wo wir uns dann gemeinschaftlich an dem ehrwürdigen Dom erbauen können, und an allem herzerhebenden und Feierlichen, was schon das Uralterthum ihres Daseins um diese ehrbare Stadt hergiesst ...“<sup>9</sup> – wenn man dies alles in Betracht zieht, kann man Fouqués Beziehungen zu Brandenburg nicht mehr für flüchtig halten, muß also feststellen, daß nichts uns einer Bemühung um den Dichter enthebt.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Max, F. R., 1980: Der Wald der Welt. Das Werk Fouqués. Bonn 1980.

<sup>2</sup> Seibicke, E., 1985: Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. München 1985.

<sup>3</sup> Schmidt, A., 1993: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Werke, Bargfelder Ausgabe, Bd. 1, 1993.

<sup>4</sup> Vgl. Frenzel, E.: Stoffe der Weltliteratur. Stuttgart 1992.

<sup>5</sup> Deutschland, 1992, Regie: Eckhart Schmidt.

<sup>6</sup> Vgl. zum Folgenden: Fouqué, F. de la Motte: Lebensgeschichte. Halle 1840.

<sup>7</sup> Schmidt, A., 1960: 32, 48, 49, 65.

<sup>8</sup> Schmidt, A., 1960: 65.

<sup>9</sup> Schmidt, O. E., 1908, 70. Brief vom 9. Juni 1812.



Bildnis des Dichters *Friedrich de la Motte-Fouqué* in Husareninform. Um 1815.  
Künstler unbekannt. Öl/Leinwand, 54,6 x 45 cm.

### *Biographische Daten:*

- 1777 am 12. Februar auf der Dominsel in Brandenburg/H. geboren  
1781 Erwerb des Landguts in Sacrow durch den Vater des Dichters, Hauptwohnsitz dort, aber auch gelegentliche Aufenthalte im Brandenburger Haus, das im Besitz der Familie verbleibt  
1786 Verkauf des Brandenburger Hauses  
1794 als Fähnrich Teilnahme am Koalitionskrieg gegen Frankreich  
1802 Verabschiedung als Leutnant
- 1803 Heirat mit Karoline von Rochow und Übersiedlung auf deren Gut Nennhausen bei Rathenow  
1810 Mitarbeit an Kleists „Berliner Abendblättern“  
1811 das Märchen „Undine“ erscheint  
1813 erscheint „Der Zauberring“, der bekannteste seiner Romane; Teilnahme an den Befreiungskriegen, Verabschiedung als Major  
1816 Uraufführung der von E. T. A. Hoffmann vertonten und von Karl Friedrich Schinkel dekorierten Oper „Undine“, zu der noch Fouqué selbst das Libretto schrieb  
1818 Schlaganfall, Badeaufenthalte; Begegnungen mit Carl Maria von Weber, Caspar David Friedrich, Heinrich Heine  
1831 Tod seiner Frau  
1833 Heirat mit Albertine Tode und Übersiedlung nach Halle, Privatdozent  
1841 Übersiedlung nach Berlin, „Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand“ in zwölf Bänden  
1843 am 23. Januar gestorben. Das Grab des Dichters wurde 1993 zum geschützten Denkmal erklärt. Es befindet sich auf dem Garnisonsfriedhof zu Berlin, Kleine Rosenthaler Str. 3a.

### *Literatur*

*Fouqué, F. de la Motte*, 1991: Undine. Stuttgart 1991

*Fouqué, F. de la Motte*, 1840: Lebensgeschichte des Barons Friedrich de la Motte-Fouqué, Halle 1840.

*Frenzel, E.*, 1992: Stoffe der Weltliteratur. Stuttgart 1992.

*Max, F. R.*, 1980: Der „Wald der Welt“. Das Werk Fouqués. Bonn 1980.

*Schmidt, A.*, 1960: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Darmstadt 1960.

*Schmidt, A.*, 1993: Fouqué und einige seiner Zeitgenossen. Werke, Bargfelder Ausgabe, Bd. 1, 1993.

*Schmidt, O. E.*, 1908: Fouqué, Apel, Miltitz. Leipzig 1908.

*Seibicke, E.*, 1985: Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. München 1985.

## Schulsachen – Aus der Geschichte der Dorfschule zu Möser

---

Das Dorf Möser, 1916 im Zusammenhang mit dem Bau einer Pulverfabrik zu Kirchmöser und 1952 zu einem Ortsteil von Brandenburg geworden, hatte wie die meisten kleinen märkischen Dörfer für die Kinder eine einklassige Dorfschule als Schulangebot vorzuhalten.

Wie sehr Erziehungsideale und Wirklichkeit auch in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts auseinanderklafften, verdeutlichen zwei interessante Dokumente. (1)

Die „Schulregeln“ formulieren folgende Verhaltensmuster:

*„Das Erste, was du thust, wenn du erwachest früh, Sein ein Gebet zu Gott, Kind, das versäume nie! Nun stehe schleunig auf und biete guten Morgen Den Eltern, die für dich mit treuer Liebe sorgen. Dann wasch und rein'ge dich, zieh' ordentlich dich an, Unreinlich darfst du nie dich deinem Lehrer nahn' Du mußt zur rechten Zeit stets in die Schule gehen, Sonst trifft die Strafe dich, vorn an der Thür zu stehen. Muthwillig darfst Du auch niemals zu Hause bleiben, Soll dich der Lehrer nicht in's Buch der Faulen schreiben.*

*Wenn du zur Schule kommst, so lauf nicht hin und wieder, Nein, ruhig setze dich auf deinem Platz nieder. Tritt nun der Lehrer ein, steh auf und grüße ihn, Die schuld'ge Hochachtung mußt du ihm nie entzieh'n. Wenn das Gebet beginnt, so falte deine Hände, Andächtig sei dabei vom Anfang bis zum Ende; Aufmerksam mußt du stets auf deinen Lehrer hören, Bei seinem Unterricht nicht plaudern und nicht stören. Wenn dich der Lehrer fragt, so überleg' erst still Und dann antworte laut, weil er's so haben will. Den Andern hilf nicht ein, hör ihnen lieber zu, Sie wissen's oft recht gut, selbst besser noch als du. Was dir der Lehrer sagt, das thue stets mit Freuden, Wer ungehorsam ist, muß seine Strafe leiden.“*

Weiter unten heißt es:

*„Gibt nun der Lehrer auch zum Lernen Etwas dir, so lern es bald und gut, sonst heißt es: du bleibst hier! Was in der Schule ist das darfst du nicht verletzen, Denn wenn du Schaden machst, so mußt du ihn ersetzen.“*

Die Regeln mahnen im weiteren Fleiß, Pünktlichkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit und Keuschheit des Herzens an.

Die Schulregeln enden mit dem Appell an Wahrhaftigkeit.

*„Die Wahrheit rede stets, und wag es nie zu lügen, Du kannst die Menschen wohl, doch niemals Gott betrügen!“*

Da sich das Verhalten von Kindern und Jugendlichen wohl nicht nur an den oben genannten Regeln orientierte, sah sich das Ministerium der Geistlichen und Unterrichtsanstalten veranlaßt, den Landräten folgendes Rundschreiben anzuweisen:

Der Landrat des Kreises Jerichow II v. Arnim (Möser gehörte zu diesem Kreis) wies mit Schreiben vom 22. Januar 1826 alle Ortsschulen an, ihm *„jedesmal mit dem Ablauf eines Vierteljahres, eine Nachweisung einzureichen, in welcher die, von noch nicht confirmierten oder von confirmierten, aber die Schule noch besuchenden Kindern, begangenen Verbrechen als da sind, Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, Mordversuch, fleischliche Vergehungen etc. aufgeführt seyn sollen.*

*Jeder Fall soll zugleich die Angabe des Namens, Geburts- und Aufenthaltsort, Stand und Gewerbe der Eltern, Alter, Religion, empfangener Unterricht und andere erläuternde Lebensumstände des jungen Verbrechers, nebst den Umständen, welche das Verbrechen selbst etwa entschuldigen können, enthalten.“*

Auch der in den Schulregeln geforderte regelmäßige Schulbesuch ließ zu wünschen übrig. Die Dorfkinder waren in den Tages- und Jahreszeitenrhythmus ihrer Eltern eingebunden. Das heißt, sie halfen bei der Frühjahrsbestellung, der Ernte und im Haushalt.

Nach einer Schulversäumnisliste aus dem Jahre 1843 fehlte die Hälfte der aufgeführten Kinder in manchen Wochen alle sechs Tage; die anderen an drei oder vier Tagen.

Die Gründe sind immer die gleichen: *„Pferde hüten, Ochsen hüten, Herumlaufen“*; bei Mädchen: *„hilft der Mutter, wartet ein Kind“*, usw.

Die Kirchenbücher (2) geben auch Auskunft über die in Möser tätigen Lehrer (Schulmeister)

- um 1675 *Johann Wulkow* – Schneider und Schulmeister
- um 1679 *Daniel Kruse* – Schneider und Schulmeister
- um 1687 *Andreas Güssow* – Schneider und Schulmeister
- 1688–1738 *Martin Giese* – Schneider, Schulmeister, Custos
- 1737–1739 *Matthias Zemlin* – Schneider, Kirchen- und Schuldiener

Im Nachlaßverzeichnis (3) des Meisters Matthias Zemlin aus dem Jahre 1740 werden drei Bücher aufgeführt; Wert 1 Taler 16 Silbergroschen.

- 1.1. Handbibel
- 2.1. Gebetbuch
- 3.1. Grosse Bibel

1739–1795	<i>Christian Abraham Schaeede</i>	– Schneider, Kirchen- und Schuldiener
1783–1802	<i>Johann Christian Schacht</i>	– Schullehrer und Küster
1802–1803	<i>Karl Friedrich Wilhelm Schacht</i>	– Schullehrer, Kantor und Küster
1863–1865	<i>Johann Friedrich Katerbau</i>	– Schullehrer, Kantor und Küster
1865–1867	<i>Lehrer Bülow und Präparand Bodensack</i>	
1867–1894	<i>Karl Ferdinand Schirmstein</i>	– Lehrer, Kantor, Küster, Organist
1894–1930	<i>Wilhelm Arndt</i>	– Lehrer, Kantor, Küster, Organist

1930 wurde der Schulbetrieb in der Dorfschule eingestellt, da am 1. April 1930 die neuerbaute Volksschule Kirchmöser-Ost eröffnet wurde und die Kinder des Dorfes dort beschult wurden.

Daß die ersten sechs Dorfschulmeister das Schneiderhandwerk ausübten, ist durchaus üblich gewesen. Von dem Schulgeld konnten sie nicht leben, bzw. eine Familie ernähren. So waren sie privilegiert, ein Handwerk auszuüben. Darüber hinaus war auch ein Naturaleinkommen mit der Stelle verbunden. Das Eintreiben des Schulgeldes war ein schwieriges Unterfangen. Gerichtsprotokolle (4) des v. Görneschen Patrimonial-Gerichts geben darüber Auskunft. Um 1740 mußten die Eltern in Möser 18 Groschen für einen sogenannten Buchstabier- und Leseschüler bzw. 1 Taler für einen Schreibschüler jährlich zahlen. 1847 beantragte Lehrer Schacht beim Dorfschulzen, daß er das Schulgeld einziehe. Erst 1888 wurde das Schulgeld gesetzlich aufgehoben und durch einen staatlichen Zuschuß an die Gemeinde für die Lehrerstelle abgelöst. Üblich war bei Einrichtung einer Schule auch die Zuordnung von Schulacker für eine Lehrerstelle.

Da seit dem Kauf des ehemaligen Rittergutes Möser im Jahre 1819 durch die 18 Bauern auch das Patronat für Kirche und Schule an die Gemeinde übergegangen war, führten diese 18 Interessenten genannten Ackerleute oder Bauern auch die Verhandlungen mit dem Lehrer. Dabei geht es häufig um Festlegungen wie Brennholzkontingente für den Schul- und Lehrerbedarf.

Die heute als Wohnhaus genutzte Schule wurde 1835/36 gebaut. In einem Kostenschlag vom 13. Dezember 1834 durch den Zimmermeister Parthey aus Plau werden 821 Reichstaler und 14 Silbergroschen genannt. Das neue Schulhaus wurde als Lehmfachwerkbau mit Ziegeldach ausgeführt.

Neben der Lehrerwohnung, die aus zwei Zimmern und einer Küche bestand, wurden ein Klassenzimmer und zwei Kammern genutzt. In einem Klassenraum wurden die 42 Kinder aus Möser und 14 vom Gränert unterrichtet.

Das Geld wurde u. a. durch verkauftes Holz (170 Taler) und der Mitfinanzierung durch Kommerzienrat Jean Berr (150 Taler), dem damaligen Besitzer des Forstgutes Gränert aufgebracht.

In den folgenden Jahren wurde das Gebäude mehrfach verändert. 1868, 1875 und 1903 wurden die Wände massiv ausgeführt, das Haus verlängert, der Fußboden tiefer gelegt und die Fenster vergrößert.

1875 betrug die Schülerzahl 84. Unterrichtet wurden Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Nach einer „Dienst-Instruktion“ von 1863 hatte der Lehrer folgende Pflichten: Schulläuten, nach den Regulativen von 1854 unterrichten, den Katechismus Luthers zu unterweisen, Klassenbuch und Versäumnisliste führen, in und außer seinem Amt sich als rechtschaffener Diener Jesu sich zu erweisen. Unterrichtsmittel waren fast keine vorhanden.

1873 beschließt der Schulvorstand die Beschaffung von einem Globus, einer Wandkarte der Provinz Sachsen, des Deutschen Reiches und von Palästina sowie von Lineal und Zirkel. Das blieb die Grundausrüstung für viele Jahre. Der Bericht über eine am 10. Mai 1883 abgehaltene Revision der Schule zu Möser (5) gibt einen interessanten Einblick in das Niveau und die Qualität des Unterrichts:

„Schulchronik: *ist anzulegen*

Turnplatz: *Das Turnen ist sofort aufzunehmen. Da der Lehrer Schirmstein längere Zeit am Halse krank gewesen ist, sind die Kinder nicht so gefördert, wie dies notwendig gewesen wäre.*

Religion: *Das Chorsprechen der kleinen Kinder ist ein wüstes Durcheinandergerede. Es fehlt Zucht und Ordnung. In der Oberabteilung wurde die biblische Geschichte vom Kämmerer aus dem Mohrenland wiederholt. Die Geschichte war bekannt; den Fragen des Lehrers fehlte Korrektheit und Kürze. Zu einem sinnigen Verständnis hat der Lehrer die Kinder nicht anleiten können, weil er es an gründlicher Vorbereitung auf den Unterricht hat fehlen lassen.*

Deutsch: *Die Lesefertigkeit der einjährig beschulten Kinder war noch nicht genügend; die der Oberabteilung auch nicht. Es ist ein viel größerer Fleiß von seiten des Lehrers und der Schüler hierauf zu verwenden. Die vorgelegten Hefte waren nicht durchgängig sauber, und die Schriftzeichen ungefällig. Statt der Aufsätze sind meist Diktate angefertigt.*

Rechnen: *Genügend; doch müssen die Übungen im Kopfrechnen sorgfältiger gepflegt werden, bevor eine gleichmäßige Sicherheit bei den Kindern der einzelnen Abteilungen erreicht werden wird.*

Weltkunde: *Das Wichtigste aus der Heimatkunde war behandelt; aber sichere Kenntnisse der Kinder fehlten. Der Gesang ist unerträglich, weil auch nicht die geringste Sorgfalt darauf verwendet worden ist.*

Das Gesamtergebnis der Revision konnte nur ungenügend sein und ist der Schirmstein ernstlich ermahnt worden, mit größerem Fleiß seines Amtes zu walten.“

Auch wenn dieser Revisionsbericht nicht repräsentativ ist, wirft er doch ein Licht auf Dorfschulverhältnisse des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Dorfschullehrer, so auch in Möser, waren häufig auch der kulturelle Mittelpunkt des Dorfes. Sie gründeten den Gesangverein, leiteten den Chor, pflegten Haus- und Kirchenmusik und waren in vielen Bereichen aktiv.

Seit 1903 gehörte der Lehrer in Möser zum Schulvorstand, der seit 1885 aus dem Dorfschulzen und zwei gewählten Mitgliedern bestand.

Der Haushaltsanschlag der evangelischen Schulgemeinde Möser vom 22. Februar 1904 für die Zeit vom 1. April 1904 bis zum 31. März 1907, vorgeprüft durch den Landrat Freiherr von Plotho und bestätigt durch die Königliche Preußische Regierung zu Magdeburg, Abteilung für Kirchen- und Schulwesen, stellt noch einmal die wichtigsten Daten der Schule zusammen. Danach war Pastor Eckstädt aus Großwusterwitz der Vorsitzende des Schulvorstandes, zu dem der Lehrer Arndt und zwei gewählte Mitglieder gehörten. Möser war dem Kreis-Schul-Inspektions-Bezirk Altenplathow zugeordnet. An der Schule bestand eine 1 Lehrerstelle. Die Schule war dreistufig. Der Lehrer unterrichtete eine Klasse mit 44 Schülern.

Die Einwohnerzahl betrug einschließlich Gutsbezirk Gränert 305. Für die Unterhaltung der Schule war die politische Gemeinde Möser zuständig. Der eingeschulte Gutsbezirk Gränert leistet jährlich einen Beitrag von 10,50 Mark in die Schulkasse zu Möser. Der Kirchenpatron sind die Ackerleute zu Möser. Mit der Lehrerstelle ist das Amt eines Organisten (Küsters, Kantors) an der evangelischen Kirche zu Möser verbunden.

An Gebäuden gehören zur Schule:

- 1 Schulhaus (1 Klasse und 1 Wohnung für einen verheirateten Lehrer)
- 2 Stallgebäude (reparaturbedürftig), 2 größere und 2 kleinere Viehställe, Holz und Kohlengelaß, dazu die erforderlichen Aborte.

Zur Schule gehörten ferner 3,6 Hektar Acker und Wiesen. Sie wurden vom Lehrer genutzt. Der Ertragswert wurde mit 235,50 Mark festgesetzt. Das Jahreseinkommen betrug 885,40 Mark plus 660,92 Mark aus Nebenämtern inklusive Wohnung mit 120 Mark.

Das pensionsanrechnungsfähige Stelleneinkommen war auf 1520 Mark festgesetzt. Die Handarbeitslehrerin Frau Arndt erhielt jährlich 60 Mark.

Nach dem 1. Weltkrieg entwickelte sich Kirchmöser zu einer Industriegemeinde. Die Einwohnerzahl stieg von 228 (1913) auf 4285 (1927). Zwei Schulen wurden neu gebaut (1923, 1928/30). 1930 schloß die Dorfschule ihre Pforten. Das Schulhaus wurde der Kirche überlassen, den Schulacker erhielt die Gemeinde. Die Wohnung wurde dem 1933 pensionierten Lehrer Arndt überlassen.



Dorfschule Möser 1993, heute Kirchmöser

*Foto: Benjamin Teubner*

Der Klassenraum diente dem Kirchenchor als Übungsraum bzw. dem Konfirmandenunterricht. Damit hatte die Dorfschule nach fast 100 Jahren als Schule ausgedient.

#### *Benutzte Quellen:*

- <sup>1</sup> Akte Schulsachen VIII g 1844–1895 im Kirchenarchiv Kirchmöser
- <sup>2</sup> 1. „Möseresches Kirchenbuch Das ist Verzeichnis aller derer Persohnen, so im Dorfe Möser gebohren, vertrawet und durch den zeitlichen todt von dieser Welt abgefordert worden. Anno 1666“  
2. „Verzeichnis der Actum Ministerial. Moeserens. oder der Persohnen, welche in der Möserischen Kirche getauft, copuliert und begraben worden. Angefangen Anno 1753 ...“
- <sup>3</sup> Kirchenarchiv Kirchmöser
- <sup>4</sup> Kirchenarchiv Kirchmöser
- <sup>5</sup> Kirchenarchiv Kirchmöser

## Stadtverordnetenwahl 1924 in Brandenburg (Havel)

---

Am 23. Februar 1919 fand die erste Wahl zur Brandenburger Stadtverordnetenversammlung in der Zeit der Weimarer Republik statt. Schon damals hatten die bürgerlichen Parteien versucht, für den Wahlkampf eine gemeinsame Front gegen die SPD zu schaffen. Es gelang nicht. So stellten sich sechs Parteien zur Wahl, von denen die Deutsche Volkspartei (DVP) und Deutschnationale Volkspartei (DNVP) ein Wahlbündnis eingegangen waren.

Ins Stadtparlament zogen nach der Wahl 27 SPD-Angehörige, 10 Vertreter für die Deutsche Demokratische Partei (DDP), 5 Mitglieder des Gewerblichen Mittelstandes, 3 Angehörige von DVP/DNVP, 2 Vertreter der USPD und 1 Vertreter des Zentrums. Die Wahlperioden von 1919 bis 1924 (Nachkriegszeit und Inflation) und von 1929 bis 1933 (Weltwirtschaftskrise) waren wohl die schwierigsten, die Stadtparlamente je zu bewältigen hatten. Statt die in diesen Jahren geleistete Arbeit zu respektieren, wurde am Ende der jeweiligen Wahlperiode den Gremien Mißwirtschaft vorgeworfen, was sich auch im Wahlkampf 1924 widerspiegelte.

Für die Stadtverordnetenwahl am 4. Mai 1924 wurden die Wahlvorschläge am 26. April als Amtliche Bekanntmachung veröffentlicht. Der Wahlvorschlag Nr. 1, SPD, nannte 42 Kandidaten. Im Wahlvorschlag Nr. 2, „Staats- und Kommunale Polizeibeamte Brandenburgs“, wurden 4 Hauptwachmeister, ein Kriminalsekretär und ein Polizeibetriebsassistent als Kandidaten aufgestellt. Der Wahlvorschlag Nr. 3 kam von der KPD mit 34 Kandidaten. Im Gegensatz zu 1919 war es 1924 gelungen, mit dem Wahlvorschlag Nr. 4 eine bürgerliche Einheitsliste mit 75 Kandidaten aufzustellen.<sup>1</sup>

In der „Brandenburger Zeitung“ wurde am 15. April unter der Überschrift „Die Demokraten und der Bürgerblock“ dessen Zustandekommen charakterisiert: Am 1. März hatten die Demokraten noch geäußert „Wir denken nicht daran“. Außerdem hatten sie zunächst ein Zusammengehen mit E. P. Lehmann abgelehnt, um letzten Endes am 12. April zu rufen „Es lebe der Bürgerblock“, der nun nach wochenlangen Auseinandersetzungen das Licht der Welt erblickt hatte.<sup>2</sup>

Am 24. April veröffentlichte der bürgerliche Ausschuß zur Vorbereitung der Gemeindewahlen einen Aufruf im „Brandenburger Anzeiger“: „Bürger Brandenburgs! ... in dem schweren Kampfe, Ihr werdet es schaffen, wenn jeder seine Pflicht

tut.“<sup>3</sup> Behauptet wurde, daß die Brandenburger Bürgerschaft „ein Machtfaktor ist, der zum mindesten ernst genommen werden muß. Wir brauchen Männer und Frauen, die nüchtern wägen, kalt rechnen, herzlich fühlen, selbstlos handeln, unermüdlich arbeiten.“<sup>4</sup>

In den nächsten Tagen kritisierte man die Arbeit des bisherigen Stadtparlamentes anhand der Wohnungssituation: „Hunderte von Mitbürgern sind in wahren Elendshöhlen zusammengepfercht und sehen nie die Möglichkeit, eine menschenwürdige Wohnung zu bekommen.“ Gleichzeitig wurde der Vorwurf erhoben, „daß die Zwangswirtschaft auf dem Wohnungsmarkt nicht aufgehoben wurde.“<sup>5</sup> Am Tag vor der Wahl erschien dann zu diesem Problem erneut ein Artikel im Anzeiger: „Mieter! Die Zwangswirtschaft hat den Wohnungsneubau stillgelegt. Wollt ihr herauskommen aus dem Wohnungselend, so stimmt nur für die bürgerlichen Parteien. Gewiß, ihr müßt langsam steigende Mieten bezahlen, weil sonst kein Baukapital zu verzinsen ist.“<sup>6</sup> Den Maßnahmen, die in den letzten fünf Jahren beschlossen wurden, hatten aber auch bereits 19 bürgerliche Vertreter im Stadtparlament ihre Stimme gegeben.

Ein weiteres Wahlkampfthema war die Kritik der bürgerlichen Einheitsliste an der Einführung des 8-Stunden-Tages. Sie forderte: „Jeder muß heute soviel arbeiten, wie er kann, um sich selbst und dem Vaterland zu dienen. Das allein hebt die Produktion und verbilligt sie zugleich.“<sup>7</sup> Dann wurde darauf verwiesen, daß solche Persönlichkeiten wie die Fabrikanten Richter und E. P. Lehmann, deren Kandidaturen wohl keine allgemeine Zustimmung gefunden hatten, obwohl sie bereits von 1919 bis 1924 Stadtverordnete waren, erst „den kaufmännischen Geist in unsere Stadtverwaltung“<sup>8</sup> bringen würden. Aber man mußte die Brandenburger im Wahlkampf auch ein bißchen schockieren. So wurde behauptet, „daß die neugewählten sozialdemokratischen Kandidaten erheblich radikaler auftreten werden als bisher“<sup>9</sup> und „Der Sozialdemokrat muß also das tun, was ihm der Kommunist vorschreibt.“<sup>10</sup> Verhältnismäßig harmlos wohl folgender Reim:

„Zur Gemeindewahl:

- |   |  |
|---|--|
| 1. Vereinigte Sozialdemokraten<br>sind nicht meine Kandidaten.  | 2. Grüne und blaue Polizisten<br>brauchen keine eigenen Listen.                            |
| 3. Kommunistische Partei<br>schlägt die Wirtschaft ganz entzwei | 4. Wahlvorschlag Richter angekreuzt:<br>Richtig gewählt! – Niemand bereuts.“ <sup>11</sup> |

Kaiserlich-deutsch hieß es einen Tag vor der Wahl: „Es ist deshalb kein schlechter Gedanke, der jetzt mehrfach erwogen worden ist, die Namen der Nichtwähler, die ohne weiteres an Hand der Wählerlisten festzustellen sind, durch Veröffentlichung der allgemeinen Verachtung preiszugeben, die in Deutschland von alters her den Feigling trifft.“<sup>12</sup>

So wurde im „Brandenburger Anzeiger“ versucht, den Boden für eine bürgerliche Mehrheit im kommenden Stadtparlament zu bereiten.

Ab 25. April erschien in der „Brandenburger Zeitung“ eine Artikelserie über „Sozialdemokratische Gemeindefarbeit“<sup>13</sup>. Darin wurde zunächst festgestellt, daß seit Bestehen der Städteordnung von 1808 noch nie so schwierige wirtschaftliche und soziale Bedingungen vorgelegen hatten, wie von 1919 bis 1924. Neben der Unterstützung verarmter Bevölkerungsschichten hatten auch Erwerbslose Gelder aus öffentlichen Mitteln erhalten müssen. Die Zahlen der zu Unterstützenden zeigten das Auf und Ab der Wirtschaftskonjunktur von 1920 bis 1923:

1. August	1920	784 unterstützte Erwerbslose
1. Februar	1921	1258 unterstützte Erwerbslose
1. Februar	1922	524 unterstützte Erwerbslose
1. Dezember	1923	2348 unterstützte Erwerbslose

Als positive Leistungen wurden die billigen Gaspreise für die Bevölkerung angeführt, so daß der Stadt nur ein Überschuß von 100.000,- M blieb und die Kanalisation sowie die Straßenbahn ohne Zuschüsse auskommen mußten. Dabei wurde betont, daß die Brandenburger Straßenbahn durchgehalten hatte, während sie andernorts eingestellt wurde. Der Städtische Lagerhof (Bauhof), der im Herbst 1922 als Einkaufsstelle für die Stadt und private Bauinteressenten eingerichtet wurde, gab verbilligt Baumaterialien ab. Einige bürgerliche Stadtverordnete hätten es lieber gesehen, wenn die Gewinne in Privattaschen geflossen wären.

Von hier kam auch das Baumaterial für die Luckenberger Brücke, die darum 1923 vorteilhaft gebaut werden konnte. Zu diesem Bauvorhaben hieß es im Stadtverwaltungsbericht 1922/23: „Wir haben sodann aber doch glücklicher Weise den Neubau der Brücke als völligen Massivbau in Angriff genommen; erleichternd fiel für unseren Entschluß ins Gewicht, daß es uns gelang, die für den Umbau eingekauften Eisenmaterialien infolge der Inflation zu einem so hohen Preise an die ausführende Firma zu verkaufen, daß wir dadurch einen erheblichen Teil der Baukosten für den Neubau verfügbar machen konnten; außerdem kam uns die Beschäftigungsmöglichkeit Erwerbsloser am Brückenbau im Hinblick der vom Reich und Staat zu zahlenden Erwerbslosenunterstützung in finanzieller Hinsicht zu statten. ... Abgesehen von einem verhältnismäßig geringen Beitrag für die Ausgestaltung der Uferanlagen ist es uns gelungen, die Kosten für den Bau dieser Brücke aus laufenden Mitteln bereitzustellen.“<sup>14</sup>

Die SPD mußte sich auch gegen falsche Darstellungen von Vorkommnissen in der Stadtverwaltung verteidigen, die ihr der bürgerliche Ausschuß im Wahlkampf anzulasten versuchte. So gab es im Frühjahr 1920, als 400 Festmeter Eichenholz durch ein bürgerliches Konsortium verschoben wurden und ein bürgerlicher Stadtrat und ein Innungsoberrmeister ihre Mandate niederlegen mußten, weil die Stadt es ablehnte,

10.000,- M Sühne vom Schiebergewinn zu nehmen, weder einen SPD-Oberbürgermeister noch einen SPD-Bürgermeister.

Oft genug mußte die SPD daran erinnern, daß in der Vergangenheit bestimmte Beschlüsse einstimmig, d. h. mit den Stimmen der bisherigen bürgerlichen Vertreter im Stadtparlament gefaßt worden waren.

Wie verliefen die letzten Sitzungen der Stadtverordneten vor der Wahl vom 4. Mai 1924?

Die Stadtverordnetensitzungen beschäftigten sich am 28. und 31. März 1924 zunächst mit dem Stadthaushalt, dessen Annahme einstimmig erfolgte. Der Stadtverordnete Richter (DVP/DNVP) gab am Schluß der Aussprache seiner Freude Ausdruck, daß in dieser Frage Einigkeit herrschte. Von seiten der SPD kam noch die Bemerkung: „Wir sind die Lachenden dabei, wir brauchen ja nur zu beschließen, die müssens ausführen, wenn sie die Mehrheit kriegen.“<sup>15</sup> Zur Verabschiedung des Haushalts wurden die finanzielle Lage der Stadt und die Leistungen für die Bürger diskutiert. So wurde eine Kommission gebildet, die die Mieten stadteigener Grundstücke und Gebäude überprüfen sollte, um „mehr herauszuholen“<sup>16</sup> (Richter). Der Stadtverordnete Zappe (er war am 20. Oktober 1921 bei seinem Eintritt in die Stadtverordnetenversammlung als Listenachfolger der SPD bereits KPD-Mitglied) lehnte die finanzielle Unterstützung kirchlicher Körperschaften ab, worauf ihm Buhtz (DDP) entgegnete, daß auch Arbeiter in kirchlichen Körperschaften arbeiten würden. Dem Stadtverordneten Politz (SPD), Mittelschullehrer und Rektor, war der Schuletat „angenehm“<sup>17</sup>, er trat für gleiches Entgelt aller in den Schulen angestellten Schreibhilfen ein. Stadtverordneter Richter schlug vor, verarmten Mittelständlern durch die Erlaubnis für die Aufnahme von Pensionären (Schüler von auswärts, die hiesige mittlere und höhere Schulen besuchten) eine Existenz zu schaffen.

In diesen beiden Sitzungen erfuhren die Stadtverordneten noch, daß die „Geschichte der Stadt“ (Tschirch) am 5. April 1924 unabgeschlossen der Stadt übergeben würde und daß die versuchsweise eingerichtete Arbeitsschulklasse erhalten bliebe, da dieser Gedanke Zukunft habe.

Die letzte Sitzung vor der Neuwahl fand am 25. April 1924 statt. Die „Brandenburger Zeitung“ mußte berichten: „Sitzung schwach besucht, erst nach 6 Uhr beschlußfähig.“<sup>18</sup> Die Sitzung begann also stark verspätet, handelte aber pflichtgemäß die 8 Tagesordnungspunkte ab, die alle bewilligt bzw. angenommen wurden. Dazu gehörte u. a. der Beitritt der Stadt als Mitglied zum „Bau- und Sparverein“ (einer der Brandenburger Wohnungsbauvereine) mit fünf Geschäftsanteilen + 3,- M Eintrittsgeld = 1003,- M. Außerdem gab es Einverständnis darüber, daß der zum Direktor der Saldria gewählte Studienrat Grußendorf zunächst noch nebenamtlich Schulrat blieb. Die SPD äußerte, „... das Schuldezernat in guten Händen zu wissen“ und Stadt-

verordneter Richter kommentierte: „Nun haben Sie (die SPD, der Verf.) auch das noch erreicht.“<sup>19</sup> Der Stadtverordnetenvorsteher Sidow hielt dann die Schlußrede.

Seit dem 23. Februar 1919 hatten insgesamt 78 Sitzungen der Stadtverordneten stattgefunden, auf denen 1963 Vorlagen behandelt wurden. Im Durchschnitt nahmen 40 von 48 gewählten Abgeordneten an den Sitzungen teil. Tagungsort war die Augustaschule. Die erste Stadtverordnetensitzung nach der Wahl fand am 15. Mai 1924 statt und diente der Verpflichtung der Stadtverordneten, der Bildung des Vorstandes sowie des Wahl- und Finanzausschusses.

Dem Parlament gehörten nun 20 Vertreter des Bürgerblocks an, 16 SPD-Mitglieder und 6 KPD-Mitglieder. 5 Bürgervertreter, 9 SPD-Mitglieder und 1 KPD-Mitglied waren wiedergewählt. Zum Vorsteher der Stadtverordnetenversammlung wurde Fabrikbesitzer Glomp (Bürgerblock), zum Stellvertreter Otto Sidow (SPD), zum 1. Schriftführer Rektor Politz (SPD) und zum Stellvertretenden Schriftführer Carl Jurth (Bürgerblock) gewählt. In den Wahlausschuß kamen 10 Stadtverordnete und in den Finanzausschuß 12 Stadtverordnete. Die KPD-Vertreter erklärten, sie lehnten jede Kompromißpolitik ab.

Die zweite Sitzung fand bereits 21. Mai 1924 statt und diente im wesentlichen noch einmal der Konstituierung von Magistrat, Kommissionen und Deputationen. So wurden 12 unbesoldete Magistratsmitglieder gewählt (6 vom Bürgerblock, 5 von der SPD und 1 von der KPD) und 29 Deputationen und Kommissionen. Bei der Wahl zur Baudeputation kam es zur Diskussion darüber, ob sich Mitglieder dieser Deputation (z. B. Maurermeister) an Ausschreibungen der Stadtverwaltung für Lieferungen und Arbeitsleistungen beteiligen dürfen. Ein entsprechender Antrag wurde mit den Stimmen der SPD und KPD abgelehnt, da diese Leute über interne Kenntnisse verfügten und gegenüber anderen Bietern im Vorteil sein könnten.

Es wurde auch eine Sozialisierungskommission gebildet. Gewählte Mitglieder waren: Reichstein (Fabrikbesitzer, Bürgerblock), Jörissen (Betriebsleiter Bürgerblock), Hesse (Schlossermeister, Bürgerblock), Politz (Rektor, SPD), Wiesener (Arbeitersekretär, SPD), Feldhahn (KPD).

Mit der Sitzung am 3. Juli 1924 begann dann die eigentliche Arbeit der Stadtverordneten. An diesem Tag waren zunächst Gelder zu bewilligen, u. a. für die Fortführung und Beendigung der Zollbausiedlung (Görden), für Arbeiten an der Luckenberger Brücke und dem dortigen Promenadendreieck sowie für Arbeiten am Spittauer. Die Finanznot der Stadt zwang zur Wiedereinführung einer Wertzuwachssteuer, d. h. steuerpflichtig wurde die Differenz zwischen dem Erwerbs- und Veräußerungspreis von Immobilien. Weitere Geldbewilligungen dienten dem Wohnungsbau, darunter dem Ausbau der Artilleriekaserne in der Magdeburger Straße zu Wohnungen und der Förderung der Bautätigkeit Privater. Die vorgesehene Veräuße-

rung von 1051 m<sup>2</sup> Baugelände in der Wilhelmsdorfer Straße an den Bau- und Sparverein zum Preise von 5,- M/m<sup>2</sup> unter Stundung des Kaufpreises auf 3 Jahre gegen 5 % Verzinsung erhielt die Zustimmung der Abgeordneten.

Die Aufgabe der Sparkommission wurde definiert: Nicht festzustellen, was überflüssig ist, sondern wie und wo gespart werden kann. Der Stadtverordnete Richter gab bekannt, daß die Fabrikanten übereingekommen seien, so lange wie möglich keinen Arbeiter zu entlassen. Außerdem erhielt von nun an ein Vertreter der kommunistischen Presse am Pressetisch einen Platz.

Mit der Wahl 1924 änderten sich die politischen Verhältnisse im bisher sozialdemokratisch geprägten Brandenburger Stadtparlament. 1927 war die Episode der bürgerlichen Mehrheit bereits wieder zu Ende.

### *Anmerkungen*

- <sup>1</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 92 vom 26. April 1924
- <sup>2</sup> Brandenburger Zeitung Nr. 90 vom 15. April 1924
- <sup>3</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 90 vom 24. April 1924
- <sup>4</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 94 vom 29. April 1924
- <sup>5</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 96 vom 1. Mai 1924
- <sup>6</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>7</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 96 vom 1. Mai 1924
- <sup>8</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>9</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>10</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>11</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>12</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 98 vom 3. Mai 1924
- <sup>13</sup> Brandenburger Zeitung Nr. 97 vom 25. April 1924
- <sup>14</sup> Stadtverwaltungsbericht Brandenburg/Havel 1922/23, S. 9
- <sup>15</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 78 vom 1. April 1924
- <sup>16</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 78 vom 1. April 1924
- <sup>17</sup> Brandenburger Anzeiger Nr. 78 vom 1. April 1924
- <sup>18</sup> Brandenburger Zeitung Nr. 98 vom 26. April 1924
- <sup>19</sup> Brandenburger Zeitung Nr. 98 vom 26. April 1924

### *Literatur*

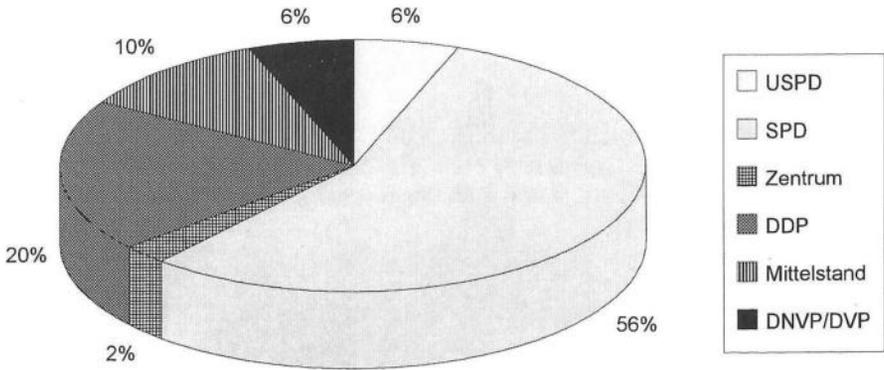
Brandenburger Anzeiger, Jg. 1924

Brandenburger Zeitung, Jg. 1924

Stadtverwaltungsbericht Brandenburg/Havel 1922/23

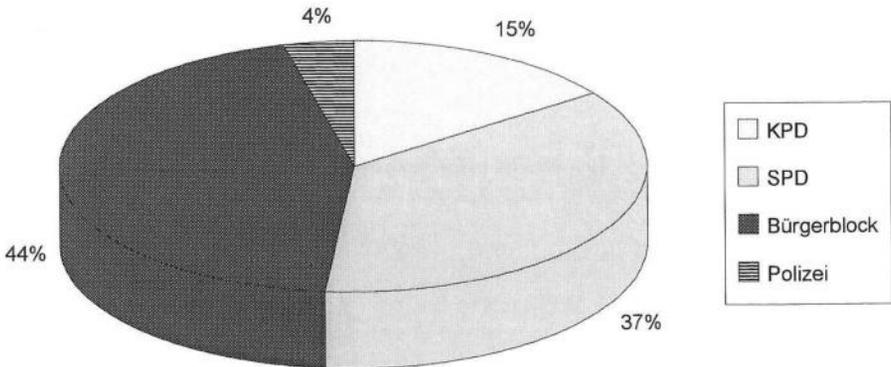
Außer den in den Fußnoten angegebenen Quellen wurden die Protokolle der Stadtverordnetensitzungen vom 28. und 31. März 1924, vom 25. April 1924, vom 15. Mai 1924, vom 21. Mai 1924 und vom 3. Juli 1924 herangezogen.

**Wahl zur Stadtverordnetenversammlung  
Brandenburg(Havel) am 23.2.1919**



Daten: Brandenburger Anzeiger Nr. 46 vom 24.2.1919

**Wahl zur Stadtverordnetenversammlung  
Brandenburg(Havel) am 4.5.1924**



Daten: Brandenburger Anzeiger Nr. 99 vom 5.5.1924



## Die Inkunabeln der Brandenburger Schöppenstuhl-Bibliothek

---

Im Sommer 1963 erweiterte die Deutsche Staatsbibliothek zu Berlin ihren Inkunabelbesitz durch eine besonders schöne, kulturhistorisch wertvolle Sammlung. Sie übernahm von der Bibliothek der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin die rund 2300 Bände – darunter 67 Inkunabeln – des ehemaligen Brandenburger Schöppenstuhls.

Die Bezeichnung Inkunabel leitet sich her von lateinisch *incunabula* – d. h. Windel oder Wiege, weshalb auch der Begriff *Wiegendruck* gebräuchlich ist. Inkunabeln sind die seit Gutenbergs Erfindung bis einschließlich 1500 erschienenen Drucke. Das Jahr 1500 ist eine Formalgrenze. Inkunabeln haben einen besonderen Wert, weil sie uns typographisch und als Buch insgesamt noch sehr individuell begegnen; die Normierung in der Buchgestaltung setzt erst langsam zum Ende des 15. Jahrhunderts ein.

Der Brandenburger Schöppenstuhl wird 1232 erstmals urkundlich erwähnt, war lange Zeit Oberhof des Kurfürstentums Brandenburg und bestand bis zum Jahre 1817. Danach kam ein Teil der Bücher in die Brandenburger Ratsbibliothek; der größere Teil – vorwiegend die juristischen Werke – wurde dem Amtsgericht Brandenburg übergeben. Dieser Teil gelangte in die Staatsbibliothek zu Berlin, die ihn geschlossen aufstellte. Die Bibliothek enthält ausschließlich Literatur, die in der Zeit vom Ende des 15. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts für die richterliche Spruchstätigkeit verwendet wurde. Die Bücher befinden sich in einem ausgezeichneten Zustand und haben fast alle ihren zeitgenössischen Einband behalten. Das ist um so erfreulicher, weil diese Bücher einer typischen Gebrauchsbibliothek zugehörten und lange Zeit viel benutzt wurden. Über die Bibliothek des Brandenburger Schöppenstuhls berichtete erstmals Adolf Stölzel;<sup>1</sup> auf seinen Forschungsergebnissen konnte ich aufbauen. Er hat alle wesentlichen Quellen aufgearbeitet und publiziert.

Die Schöppenstühle waren von großer Bedeutung für die Entwicklung mittelalterlichen Stadtrechtes. Brandenburg war Tochterstadt Magdeburgs und hat seinerseits u. a. die Städte Spandau, Berlin, Neubrandenburg mit seinem Recht belehnt. Die Urkunde von der Bewidmung Spandaus aus dem Jahre 1232 ist gleichzeitig der älteste Beleg für Brandenburg als Oberhof; aus der Folgezeit sind zahlreiche territorialgeschichtlich bedeutsame Urkunden überliefert. Noch im 14. Jahrhundert besaßen die Alt- und die Neustadt Brandenburg je einen Schöppenstuhl, seit dem frühen 15. Jahrhundert existierte der „Schöppenstuhl beider Städte Brandenburg“ – wahr-

scheinlich auch entstanden aus der Notwendigkeit, sich fremden Landesherrn und Oberhöfen, besonders Magdeburg gegenüber, zu schützen.

Die Zwölfzahl der Mitglieder ergab sich aus fünf Schöffen und einem Stadtschreiber je Stadt. Entsprechend dem altdeutschen Prozeßverfahren erfolgte die Rechtsbelehrung mündlich; Akten sind erst seit 1432 überliefert. Der Übergang vom mündlichen zum schriftlichen Prozeß bahnt sich an, aber erst ein Jahrhundert später hat er sich durchgesetzt. Zu diesem Zeitpunkt nimmt auch der Einfluß des Römischen Rechts stark zu, gegen den sich der Brandenburger Schöppenstuhl lange gewehrt hat, um das einheimische Recht zu wahren. Mit Hilfe der sogenannten Joachimica, der 1527 erlassenen märkischen Landeskonstitution, wird eine für Brandenburg geeignete Form gefunden, die „gemeinen Rechte“ mit den „Kaiserrechten“ (die des Corpus iuris) zu vereinen, im märkischen Rechtsleben einzubürgern und sich endgültig vom Sachsenspiegelrecht zu lösen. Auch diesen Prozeß spiegelt die Bibliothek des Schöppenstuhls wider. Sie beweist, daß das Studium der fremden Rechte eifrig betrieben wurde; dafür spricht ebenso der beachtliche Bestand von juristischen Werken in der Franziskanerbibliothek in Brandenburg bei St. Gotthardt, die seit 1922 als Leihgabe in der Staatsbibliothek Berlin, wohin vorher schon die Handschriften abgegeben worden waren, verwahrt und kriegsbedingt ausgelagert wurden.

Die Haltung des Brandenburger Oberhofes gegenüber dem fremden Recht ist typisch für den Ausbreitungsprozeß überhaupt, der sich nicht im breiten Strom über Deutschland hinstreckte, sondern sich in zahllose Rinnsale verteilte, zugleich ein Spiegelbild für die politische Zerrissenheit des Reiches. Nicht nur in dieser Weise, sondern auch in den einzelnen Rechtsformen wirkt sich die Rezeption verschieden aus; so war man z. B. beim Strafrecht dem römisch-italienischen Recht schon von selbst weitgehend entgegengekommen. In der Zeit vom 14. bis 16. Jahrhundert gelangt nicht nur eine Fülle neuer Rechtsliteratur nach Deutschland, wie wir sie in der Bibliothek des Brandenburger Schöppenstuhls wiederfinden, sondern nunmehr werden auch die sozial hochstehenden, lebenserfahrenen Schöffen einer Stadt im Zuge der modernen rationalen Rechtsfindung durch wissenschaftlich ausgebildete Juristen abgelöst. Eine bedeutende Rolle spielt die Verwaltung für die Durchsetzung der neuen Rechtspflege; der Sieg des schriftlichen Verfahrens ist ohne sie unmöglich. Mit der Einführung der Urkunde und des Zeugen näherte man sich dem Römischen Recht von selbst an. Eine weitere Form, das römisch-italienische Recht zu rezipieren, ist in der Tatsache zu sehen, daß in den diesem Recht widerstrebenden Städte, wie z. B. Lübeck, frühzeitig ein Syndikus wirkte. Dieser war Akademiker, und so wachsen die einzelnen Rechtskräfte zusammen.

Weitere Aufschlüsse gibt die Ausbildung von rechtskundigen Personen. Eine regelrechte juristische Bildung besaß bis zum 15. Jahrhundert nur der Notar, in Deutschland vorwiegend ein schreibkundiger Kleriker, der als solcher für das schriftliche Prozeßverfahren prädestiniert war; dagegen fehlte den eigentlichen Schöffen eine

wissenschaftliche Ausbildung. Eine Notariatsschule läßt sich indes für Brandenburg nicht nachweisen, ebenso haben die Schulen der Alt- und Neustadt keinen Rechtsunterricht erteilt. Einzelne Hinweise in den Akten des Schöppenstuhls deuten darauf hin, daß vor dem Universitätsstudium auswärtige Schulen besucht wurden. Keiner der Brandenburger Schöffen aus der Zeit um 1500 besitzt einen akademischen Grad, selbst der Magistertitel ist selten vertreten. Ein juristisches Studium dauerte sehr lange, was bedeutete – nimmt man den Erwerb des Doktorgrades hinzu –, daß es sehr teuer war. Die Mark Brandenburg jedoch war arm. Wenn jemand freilich diese Stufe erreichte, konnte er höhere Ämter bekleiden. Unter den Brandenburger Schöffen finden sich hingegen zahlreiche Lehrer und Rektoren, im Verlauf des 16. Jahrhunderts setzen sie sich aus gelehrten und ungelehrten Mitgliedern zusammen. Diese Entwicklung kann man damit erklären, daß 1506 Frankfurt/Oder zum Sitz der Landesuniversität für die Mark Brandenburg wird; vorher kamen in erster Linie Leipzig und Erfurt als Studienorte in Frage.

In dieser Periode des Übergangs vom ungelehrten zum gelehrten Recht ist die Bibliothek des Brandenburger Schöppenstuhls einmaliges und wichtiges Dokument für das Rechtsleben in Deutschland. Die im 15. Jahrhundert zahlreich verbreitete populäre Rechtsliteratur ist hier im wesentlichen vertreten. Die Vokabularien und Repertorien, d. h. Handbücher und Nachschlagewerke, halfen in der juristischen Praxis weiter und versuchten, eine fehlende juristische Ausbildung zu ersetzen.

Die Inkunabeln gehören zum ältesten Bestand der Bibliothek, und dieser wiederum geht in seinem Kern auf die zwischen 1480 und 1530 entstandene Büchersammlung des gelehrten Notars *Petrus Viti* zurück. Weit mehr als die Hälfte der Inkunabeln, dazu eine bedeutende Anzahl von Ausgaben des frühen 16. Jahrhunderts, kommt aus seiner Bibliothek. Die übrigen Inkunabeln müssen vom Rat der Altstadt erworben oder dem Schöppenstuhl geschenkt worden sein.

Die Bibliothek des Magisters *Petrus Viti* ist im eigentlichen Sinne eine juristische Fachbibliothek. Sie war, das machen die einzelnen Titel deutlich, bestens geeignet, dem juristischen Praktiker in allen Stufen seines Entwicklungsganges die nötigen Hilfsmittel zu bieten. Dem Anfänger diene die Fülle der populären Rechtsliteratur – vorrangig Lernhilfen –, dem Praktiker nützten die zahlreichen alphabetischen und systematischen Nachschlagewerke sowie Prozessuale und Notariatsschriften. Das *Corpus iuris civilis et canonici* mit Glossen, ergänzt durch Kommentare und Repertorien, diene dem Quellenstudium. Die Konzilien waren Hilfen für die Rechtsprechung selbst, wo analoge Fälle der Orientierung dienten.

*Viti* arbeitete die meisten seiner Bücher selbst durch, einige tragen auch fremde Schriftzüge, ein Zeichen dafür, daß *Viti* sie aus zweiter Hand erworben hatte bzw. auch später noch benutzt wurden. Einige dieser Gebrauchsspuren sollen später noch interpretiert werden.

Magister *Petrus Viti* – ich folge den Forschungen Stölzels – entstammte der Brandenburger Familie *Wedige*, nannte sich dann *Wedegonis*, danach *Viti alias Wedegonis*, später nur noch *Viti*. Stölzel weist darauf hin – und eine Abbildung findet sich in den Kunstdenkmälern der Provinz Brandenburg –, daß sich im Kirchenschatz von St. Katharinen ein kleiner gotischer Kelch aus vergoldetem Silber befindet, an dessen Fuß ein Wappenschild angebracht ist mit der Inschrift „*Petrus Wedego 1516*“.

1480 studiert *Viti* an der Universität Leipzig, 1487 ist er in Köln immatrikuliert, 1488 wird er Magister. Zusammen mit anderen Brandenburger Bürgern hält er sich 1490 in Erfurt auf. Die Jahre 1504/05 weisen ihn in Zerbst nach, 1505 siedelt er nach Magdeburg über, wo er als Syndikus und Notar praktiziert. Als Magdeburg 1524 zum Luthertum übergeht, begibt er sich als Anhänger des alten Glaubens zurück nach Brandenburg. Hier wohnt er im Franziskanerkloster. Als am 28. Januar 1545 im Zuge der Reformation ein großer Teil der Klostergebäude in den Besitz des altstädtischen Rates übergang, befand sich darunter auch „*das gemach, so Magister Petrus Viti vormals bewohnt*“ – so eine Urkunde im Brandenburger Ratsarchiv. Dieser Raum lag, wie auch die Schneiderei, im sogenannten Beichthaus. Während seines Aufenthalts im Bereich des Franziskanerklosters erfolgte auch die Ankettung seiner Bücher, wie die Spuren an deren Rückendeckel zeigen.

Aus dem Jahre 1533 ist ein Inventar erhalten: etwa in dieser Zeit muß *Viti* gestorben sein. Dieses Inventar entstand auf Anweisung des Kurfürsten aus dem gleichen Jahr. Hier heißt es: „*alle und jegliche juristenbucher, repertoria und scribenten, so der würdig und woolgelerter magister Petrus Viti, seliger gedechnus, im Barfusserkloster der Altenstadt Brandenburgk in seynem testament vermacht und daselbst ansmyden lassen, zu inventarisieren.*“

Trotz allem wissen wir über *Viti* wenig. Die weltlichen Geschäfte eines jeden Franziskanerklosters besorgte ein Syndikus, der eine besondere Vertrauensstellung einnahm. Stölzel vermutet, daß *Viti* die Funktion eines solchen Syndikus ausübte. Doch fehlt jede Nachricht darüber, ob *Viti* Kleriker – also zum Konvent gehörig – oder Laie war; auch über seine Dienststellung ist nichts bekannt.

Aus den Urkunden wird immerhin deutlich, daß er der hohen Geistlichkeit nahestand und großes Ansehen genoß. Stölzel schreibt: „*So erscheint Viti als der Typus des gelehrten klerikalischen Juristen aus der Zeit, die unmittelbar der Reformation voranging.*“ Die Büchersammlung bezeugt *Vitis* juristische Ausbildung und das Fortschreiten der gelehrten Rechtssprechung in Deutschland, die mit ihm auch Brandenburg erreichte. Stölzel vermutet, daß *Viti* seine Bibliothek in Magdeburg zusammengetragen hat. Dafür sprechen Einträge in einigen Drucken des 16. Jahrhunderts. Er meint sogar, daß die *Vitische* Bibliothek die einer Magdeburger Kirche oder eines Klosters war. *Viti* könnte den Auftrag gehabt haben, sie vor der Reformation nach Brandenburg zu retten, um sie der Kirche zu erhalten, wie es ja auch geschehen ist. Dafür spricht u. a.

die Tatsache, daß die Bücher zu Lebzeiten *Vitis* angekettet wurden. Ebenso ist es unwahrscheinlich, daß *Viti* so begütert war, sich eine derartige Bibliothek zuzulegen.

Daß die Bibliothek des *Petrus Viti* bekannt und geschätzt war, geht aus einem kurfürstlichen Befehl von 1533 hervor, der anwies, 88 Werke (in 69 Bänden) des geistlichen Rechts aus der Bibliothek des Magisters *Viti* auf 3 Jahre an Georg Sabinus, d. i. Georg Schuler, auszuleihen. Sabinus war der Sohn des altstädtischen Bürgermeisters und Schwiegersohn Melanchthons und wurde später erster Rektor der Universität Königsberg. Die Ausleihe der Bücher stand im Zusammenhang mit der Vorbereitung auf sein Rechtsstudium in Padua.

Das bereits genannte Inventar von 1533 wurde von Gustav Abb<sup>2</sup> überzeugend dahingehend interpretiert, daß *Viti*, im Klosterbezirk wohnend – also nicht im Kloster selbst –, seine Bibliothek der Altstadt Brandenburg und nicht, wie Stölzel glaubte, dem Kloster vermachte. So erhielten nicht die Franziskaner, sondern die Räte der Alt- und Neustadt jeweils eine Abschrift des Inventars. Auf diese Weise erklärt sich auch die Überschrift über dem Inventar, die da lautet: „... und der altten stadt Brand. im testament vermacht worden.“ Die *Vitische* Bibliothek ist also nie mit der Franziskanerbibliothek, die sich im Refektorium befand, vereinigt worden.

Für die Ausleihe an den genannten Sabinus wurden die Bücher von den Ketten gelöst. Wo er die Bände verwahrte, bleibt unklar. Da sie im guten Zustand sind, hat er sie, wohl auch wegen ihres Gewichts, nicht zum Studium nach Padua mitgenommen.

Stölzel jedenfalls fand für seine Studien die Bibliothek im Brandenburger Amtsgericht. Da die durchweg guterhaltenen Bände keine Stempel und Besitzvermerke tragen, die charakteristische Handschrift *Vitis* aber eindeutig auf ihn hinweist, liegt Stölzels Schluß nahe, daß die Bücher nach der Ausleih- und Inventarisierungsanweisung des Kurfürsten von 1533 in die altstädtische Ratsbibliothek kamen.

1715 vereinigten sich beide Städte und die Verwaltung zog in das neustädtische Rathaus. Dort wurde die *Vitische* Bibliothek mit der bereits bestehenden, aber im Umfang bescheidenen Bibliothek des Schöppenstuhls vereinigt.

Der Brandenburger Schöppenstuhl arbeitete bis zum Jahre 1816. Seine bedeutende Bibliothek – größer als die anderer Schöppenstühle (z. B. Halle) – kam dann an das Amtsgericht in Brandenburg. Von hier führt ihr Weg nach dem 2. Weltkrieg über die Humboldt-Universität zur Staatsbibliothek Berlin, wo diese gehaltvolle Bibliothek in der Inkunabelsammlung und im Bereich der historischen Drucke einen gesonderten Standort erhalten hat – als Provenienzgruppe „*Brandenburger Schöppenstuhl*“.

Unter den 67 Inkunabeln sind 9 sehr seltene Ausgaben, d. h., es gibt davon nur noch 2 oder 3 weitere Exemplare in anderen Bibliotheken. Von weiteren 17 Ausgaben sind noch ca. 10 Exemplare bekannt, sie sind also ebenfalls recht selten; alle übrigen sind in zahlreichen Exemplaren überliefert. 53 Inkunabeln lassen sich eindeutig als *Vitis* Besitz identifizieren.

Wir können uns der Bibliothek nach verschiedenen Gesichtspunkten nähern, z. B. nach inhaltlichen. Damit aber kämen wir auf fachspezifische Fragen, die uns hier sicher weniger interessieren dürften. Wichtig ist es zu wissen, daß die wesentlichen Titel und Namen — so das *Corpus iuris*, Gratian, Gregor IX., Bonifaz VIII., Clemens V., Johannes XXII. sowie ihre Glossatoren — vorhanden sind. Für jeden, der je mit Kirchenrecht zu tun hatte, sind diese Namen feststehende Begriffe. Wen inhaltliche Belange interessieren sollten, den verweise ich an Stölzel oder an den gedruckten Inkunabelkatalog der Staatsbibliothek.<sup>3</sup>

Weitere Aufschlüsse über das Rechtsleben erhält man, wenn man die Gebrauchsspuren einzelner Werke genauer untersucht. Der Reiz dieser wertvollen Bibliothek beruht ganz besonders darauf, daß die Bücher, schlägt man sie auf, gleichsam lebendig werden. Nur ein gutes Viertel der Inkunabeln (und auch der Postinkunabeln) ist ohne Anhaltspunkte zu ihrer Benutzung und damit Wertschätzung geblieben, alle übrigen zeigen Gebrauchsspuren, die beweisen, wie sehr *Viti* und auch andere Fachleute mit ihnen gearbeitet haben.

Die Art der Gebrauchsspuren zeugt von *Vitis* Arbeitsweise. Alle Marginalglossen und größere Anmerkungen sind in sorgfältiger Schrift notiert. Die Schrift *Vitis* ist sehr klein und regelmäßig, jedoch heute ziemlich schwer zu lesen. *Viti* bevorzugte ganz offensichtlich die Quellen sowie die alphabetischen und systematischen Kompendien, weniger die Lektüren und Kommentare. Im wesentlichen sind seine Randnotizen wohl Gedächtnisstützen; besonders stark finden sie sich in Abschnitten über den Prozeß, was für seine praktische Tätigkeit spricht. An einer Stelle hat sich *Viti* in lateinischen Hexametern zur Frage der Schuld wie folgt geäußert:

Est studiosa dolus machinatio lataque culpa  
Non intelligere quod omnes scire tenentur  
Sitque levis culpa si deses sis negligensque  
Sique praevidere quoquo modo potuisses  
Culpa levissima sit. Sed casum nemo videbit.<sup>4</sup>

Eine genauere Untersuchung der Randnotizen muß indes dem Rechtshistoriker überlassen bleiben.

Zahlreiche Schriften haben eine zusätzliche Seitenzählung erhalten, die ja in dieser Zeit noch nicht üblich ist. Meist findet sie sich dann, wenn für das Werk ein handschriftliches Register angefertigt worden ist. Auch diese eigenhändig zusammengestellten Hilfen zeugen davon, wie intensiv mit diesen Büchern gearbeitet wurde. Einige Register beginnen bereits auf dem Innendeckel des Bucheinbandes: der vorhandene Raum wurde sehr ausgenutzt. Einem Band wurde zusätzlich eine Lage eingheftet, sie enthält 6 verschiedene Sachregister.



Die stärksten Gebrauchsspuren zeigt Inc 4682,38a. Hier finden sich neben *Vitis* Eintragungen auch noch die anderer Benutzer. Fast jede Seite ist beschriftet, oftmals wurde in die Initialen hineingeschrieben; zusätzlich wurden einzelne Blätter angeklebt. Die Verweisungszeichen im Text zu entsprechenden Anmerkungen sind teilweise sehr hübsch und originell und abwechslungsreicher als heute ausgeführt. Daß zusätzliche Überschriften gegeben und viele Stellen unterstrichen wurden, sei als selbstverständlich erwähnt. Als Besonderheit sind die Randzeichen anzusehen, die nicht nur als gerader Strich, sondern als abwechslungsreiches Ornament gezeichnet wurden und die sorgfältige Art des Studierens noch betonen. In einer anderen Inkunabel gibt es eine Reihe von umklappbaren beschriebenen „Nasen“, die beweisen, daß das Buch schon vor dem Binden eifrig benutzt wurde. Es finden sich weitere zahlreiche Lesezeichen, die von verschiedenen Händen beiderseits beschrieben herühren. Solche Gebrauchsspuren zu beachten ist wichtig, wenn z. B. ein historischer Einband datiert werden muß.

Die im 16. Jahrhundert entstandenen Werke benutzt *Viti* nicht so ausgiebig; auch hier finden sich gelegentlich Spuren anderer Hände, u. a. die des Schöppenschreibers Demker.

Von kulturgeschichtlichem Interesse dürften weitere Eintragungen sein, die nicht von *Viti* herrühren und mit dem juristischen Inhalt des Buches nichts zu tun haben, geben sie doch Zeugnis von der Gedankenwelt des ausgehenden Mittelalters. Inc 2009, 6a, eine Sammlung populärer Notariatsformulare, um 1485 von Peter Drach in Speyer gedruckt, überliefert auf ihrem Vorsatzblatt ein niederdeutsches Scherzlied, dessen erste von sechs Strophen – ich behalte die Zeileneinteilung der Vorlage bei – wie folgt lautet:

Ick weyth eyn froulin dath iß liff und werth ick dynede  
nach ores herten begher in tuhten und in eren sye  
sprack sye hedde keyne liver van mich eyn eth  
wolde sy my sweren.

Eine etwas abweichende Fassung dieses Liedes findet sich in einem Druck von 1611. Auf einem Vorsatzblatt einer anderen Inkunabel findet sich ein detailliertes Rezept zur Weinkonservierung.

Beenden möchte ich die Beispiele für handschriftliche Eintragungen mit der Schlußschrift des Rubrikators in Inc 2043b, der vielleicht allen Grund für diese Feststellung hatte:

Omnes iuriste confundantur rogo Christi,  
non sunt iuriste, sed demonum citariste.<sup>5</sup>

Vier der vorhandenen Inkunabeln zeigen Schenkungsvermerke. Es handelt sich dabei um Bücher, die bis auf eine Ausnahme nicht der Bibliothek des *Petrus Viti*

angehörten, sondern auf einem anderen Wege in die Schöppenstuhlbibliothek gelangten. Inc 381,5 trägt auf ihrem leeren Vorsatzblatt folgende Eintragung:

Obierunt suum diem parentes (foelicis recordationis) mei  
Pater Burchardum Fromholtz anno post Christum natum  
1538 mane hora quinta in die vinculorum Petri  
Mater vero anno 1533 vesperi hora tertia septimo die Martii,  
Cognatus Petrus Karne anno 1539<sup>6</sup>

Darunter steht in weniger sorgfältiger Schrift: „*Diß Buch hat Simon Fromholtz Mir Lorenz Demchern vorsayt und nachfolgigt mir zu behalten voreigentumet, welches ich mit meiner eigenen handschrift bezeuge.*“ Simon Fromholtz hat in Frankfurt studiert und war an der Schule der Brandenburger Altstadt Lehrer. Der schon oben erwähnte Lorenz Demker, auch als Dembche oder Demiker belegt, ist 1528–1535 als Schöppenschreiber nachgewiesen.

In anderen Bänden finden sich dagegen Namen, zu deren Identifizierung bislang noch keine Quellen gefunden wurden. Inc 2138,4 gelangte aus Leipzig in die Brandenburger Schöppenstuhlbibliothek. Auf der Innenseite des Vorderdeckels findet sich ganz oben am Rand der Eintrag: „*Liber Institucionu Dnj Jacobi weyßmantel de Liptzk.*“ Dieses Buch wurde überaus stark benutzt; es finden sich zahlreiche Glossen sowohl von Weißmantels Hand als auch von anderen Schreibern. Einer dieser Einträge auf der ersten Seite oben bezieht sich auf einen in den Bibliographien häufig vertretenen Leipziger Juristen Johannes de Breitenbach († 1508). Hieraus lassen sich kulturelle Beziehungen zwischen Leipzig und Brandenburg ableiten, obwohl ansonsten nur wenige Drucke aus Leipzig, wie auch aus Erfurt, in der Bibliothek vertreten sind. Die wichtigsten Druckorte für juristische Literatur waren im 15. Jahrhundert Lyon in Frankreich sowie Venedig und einige andere italienische Städte, die mit zahlreichen Titeln in der Sammlung vertreten sind. Die Anzahl deutscher Druckorte nimmt dann im 16. Jahrhundert auffallend ab, denn das gelehrte Recht kam aus dem Ausland.

Das letzte Beispiel mag besonders interessieren. Inc 4682,38a zusammengebunden mit Inc 4682,43a, zeigt viele Eintragungen von verschiedenen Händen, u. a. auch solche Notizen, die von *Viti* herrühren. Die obere Innenseite des Vorderdeckels enthält den Vermerk: „*Ad conventum Brandenburgensem fratrum minorum.*“ Wie dieser Band in die Schöppenstuhlbibliothek gekommen ist – möglicherweise durch *Viti* selbst –, läßt sich nicht mehr ausmachen. Die zahlreichen Eintragungen, die nicht von *Viti* stammen, sind, da sie beim Einbinden z. T. beschnitten wurden, auf jeden Fall in die Zeit vor *Viti* zu datieren. Der Einband wurde von Nicolaus von Havelberg in Erfurt hergestellt.

Simon frombold Brandenburgis  
 1548

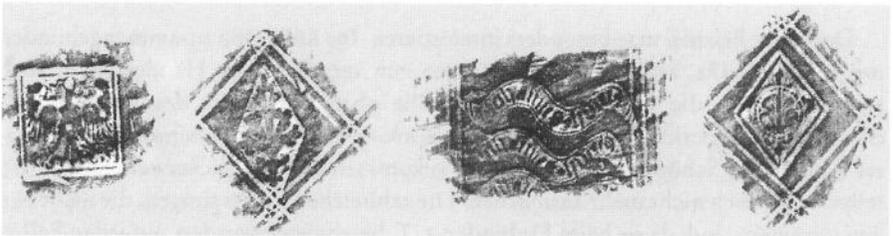
Obiit 7<sup>mo</sup> diei parentis (felicis recordationis) mei  
 Pater Burchardus frombold anno poli  
 Christum natum 15 ~~anno~~ 38 mane  
 hora quinta in der Vmkehrten Petri

Mater vero anno 15 33 vespere  
 hora ~~1<sup>o</sup>~~ tercia septimo die Martij

Cognatus Petrus Karn anno 1539

*Handwritten signature:*  
 Ich bin der Simon frombolds Wittwe Leonen Jamberson  
 vorgehe und verpflegen die mich zu dem  
 frombold wirtschafft in dem nymmen nymen frombold  
 beyange

Handschriftliche Besitzeintragung auf dem Vorsatzblatt von Gratianus: Decretum.  
 Basel Michael Wenssler, 1. IX. 1486 (2<sup>o</sup> Inc 361, 5 Schöpp.)



Zier- und Namensstempel des Brandenburger Buchbinders Johannes Hülle  
 (Einband zu 2<sup>o</sup> Inc 4003, 1 Schöpp.)

Die Buchgestaltung bietet wenig Interessantes, was ja bei juristischen Drucken auch nicht anders zu erwarten ist. Der Platz für handgemalten Buchschmuck ist ausgespart, selten finden sich Holzschnitte und Holzschnittinitialen. Dagegen gibt es häufig Rotdruck zur Hervorhebung markanter Stellen, meist Überschriften. Wie freigelassener Raum später ausgemalt wurde, hing von den finanziellen Mitteln der Besitzer ab. Die einfacheren Initialen (Lombarden), meist in den Lieblingsfarben rot und blau gemalt, gestaltete oft der Rubrikator selbst. Der Rubrikator ist derjenige, der die Aufgabe hatte, alle Großbuchstaben mit einem roten Strich zu versehen, so wie es seit der Handschriftenzeit Brauch war.

Einige wenige Exemplare jedoch weisen kostbare Zierinitialen auf, mit Gold ausgelegt und mit Rankenwerk verziert, darin Figuren und Tiere. *Das Prachtexemplar der Sammlung ist die 1473 von Peter Schöffer in Mainz herausgebrachte Ausgabe der Dekretalen Gregors IX. mit der Glosse des Bernardus Parmensis (Inc 1529a)*. Es ist die einzige Ausgabe, die neben Initialen auch Miniaturen aufweist; Miniaturen sind szenische Darstellungen, also kleine Bilder. Da Malerschulen für Mitteleuropa bisher nicht untersucht sind, fehlen entsprechende Vorarbeiten, um zur Entstehung dieser Miniaturen etwas sagen zu können. Jedes der fünf Bücher, in welche die Dekretalen Gregors eingeteilt sind, wird mit einer Miniatur, der Textanfang meist auch noch mit einer kunstvollen Initialen eingeleitet. Die Miniatur zum 3. Buch zeigt z. B. eine Hochzeitsszene,<sup>7</sup> in der Miniatur zum 5. Buch wird dem Papst Gregor IX. durch einen Bischof ein Schriftstück überreicht.

Der Eindruck der Geschlossenheit dieser spätmittelalterlichen Bibliothek entsteht durch die schönen und gut erhaltenen Einbände aus dem 15. und dem frühen 16. Jahrhundert, die ihrerseits weitere Aufschlüsse über die Entstehung dieser Sammlung geben.

Die Bücher sind in helles Schweinsleder gebunden, braune Rindsledereinbände finden sich nur vereinzelt. Eine Ausnahme bedeutet ein einzelner Halblederband. Mehrfach wurden handschriftliche Urkunden als Vorsatzblätter verwendet, was die Lokalisierung der Werkstätten erleichtert. Einbände sind in jener Zeit individuelle, handwerkliche Kunst, noch keine serienmäßig hergestellten Verlegereinbände. Auch hierbei empfiehlt es sich, die Aufteilung in die Vitische Sammlung und in die übrigen Bücher beizubehalten.

Die Bucheinbände der *Vitischen* Sammlung weisen verschiedene Stilarten und vielfältiges Stempelmateriale auf, jedoch läßt sich eine größere Gruppe zusammenfassen, die in allen Einzelheiten nach Erfurt weist. Da über die Erfurter Buchbindereien des 15. Jahrhunderts zahlreiche Untersuchungen vorliegen, kann ich mich auf einzelne Hinweise beschränken.

Der Einband von Inc 4682,38a wurde, wie schon erwähnt, von Nicolaus von Havelberg hergestellt. Hier findet sich auch sein Namensstempel. Die Rückenfelder sind mit einem Tierstempel verziert. Die Entstehungszeit dieses Einbandes liegt in der

zweiten Schaffensperiode des Meisters, ist also um das Jahr 1490 anzusetzen. Die Sammlung enthält weitere Einbände aus seiner Werkstatt. Die Beschläge und die lilienförmigen Schließen sind, wie auch bei den folgenden Erfurter Einbänden, gut erhalten. Viele weitere Bände gehören in die Erfurter Stiltradition; einige von ihnen stammen von den bekannten Buchbindern Frenckel und Herolt.

Inc 1529a, einer der wenigen mit kunstvoll verzierten Buckeln und Beschlägen ausgestatteten Bände, wurde in der Werkstatt des Leviathan-Meisters in Leipzig gebunden. Das Mittelfeld ist geschlossen mit dem Stempel des geflügelten Drachen gestaltet; für den Rahmen sind der rhombische Adlerstempel, der Herz-Pfeil-Stempel u. a. verwendet. Die obere und untere Mitte des Außenfeldes auf dem Vorder- und Rückendeckel wird von einem großen Drachenstempel ausgefüllt.

Ferner läßt sich eine weitere Gruppe von Einbänden zusammenfassen, zu der neben einigen Inkunabeln vorwiegend Drucke aus dem 16. Jahrhundert gehören. Einzelne Stilelemente weisen nach Magdeburg. Auf die Ähnlichkeit mit Leipziger Einbänden sei hingewiesen. Die Schließenform ist breit, glatt und gedrunken mit kleinen, nach außen geschwungenen Spitzen. Charakteristisch sind weiterhin die Stempel am Ansatz der Blünde, also des Rückens.

Die Flächenaufteilung ist einheitlich gestaltet, Einzelstempel treten zurück. Lediglich dieser Teil der Bibliothek, also vorwiegend Drucke des 16. Jahrhunderts, steht mit Magdeburg in engerem Zusammenhang, doch läßt sich damit Stölzels These von einer Magdeburger Bibliothek nicht stützen. Nur zwei weitere Bände aus dieser späteren Zeit können der Magdeburger Werkstatt des Dreikönigsmeisters zugeschrieben werden.

Dieser Überblick macht deutlich, daß auch die Geschichte der Einbände – sieht man von Ausnahmen ab – dem Lebensweg des Magisters *Viti* entspricht, ohne daß sich freilich auch nur in einem Fall klären ließe, wie *Viti* in den Besitz der Bücher kam. Bei seinem Aufenthalt in Erfurt ums Jahr 1490 wird der ältere Teil der Büchersammlung seinen Einband erhalten haben. Vielleicht lehrte *Viti* auch an der Universität und weilte längere Zeit in Erfurt; die Art seiner Anmerkungen gerade in den Quellenwerken stützt diese These. Seit dem Jahre 1505 hält er sich in Magdeburg auf, wo eine weitere größere Gruppe von Büchern, und zwar des 16. Jahrhunderts, erworben und eingebunden wurde.

Ein vielfältigeres Bild bieten die Einbände derjenigen Inkunabeln, die nicht aus *Vitis* Sammlung stammen. Der Stil einiger dieser Bände weist nach Leipzig. Aus dieser Gruppe sei abschließend ein Buch betrachtet, dessen Einband von einem Meister stammt, der uns wieder nach Brandenburg zurückführt.

Der Einband von Inc 4003,1 ist einer der wertvollsten und interessantesten. Mit ihm ist ein weiteres Exemplar aus der Brandenburger Werkstatt mit dem Namensstempel „*Johannes hütle*“ (auch hunter oder hünter gelesen) bekannt geworden. Wir kennen diesen Meister der Buchbinderkunst durch seine Arbeiten für die Bibliothek



der Franziskaner in Brandenburg. Die charakteristischen Einbände des *Johannes Hülle* (Hille) dienten denn auch für die Rekonstruktion des ehemaligen Bestandes der Franziskanerbibliothek, deren Teile sich in St. Gotthardt erhalten hatten, worunter sich aber auch sechs Bände des *Petrus Viti* finden, die hierher abgesprengt worden sind. Wie wir sehen, befindet sich ein Band des Franziskanerkonvents im Bestand der Schöppenstuhlbibliothek. Das macht deutlich, daß die Geschichte der alten Brandenburger Bibliotheken noch lange nicht vollständig erforscht ist. Vor allem sind diejenigen Bände kritisch zu untersuchen, die nicht aus *Vitis* Sammlung stammen, da nur so mehr über die kulturellen Beziehungen Brandenburgs zu erfahren wäre.

In welcher Zeit genau *Hülle* gearbeitet hat, ist nicht exakt festzulegen. Es darf freilich nicht außer Acht gelassen werden, daß ältere Handschriften und Drucke längere Zeit ungebunden lagerten, wie es auch möglich ist, daß das Stempelmaterial des Meisters noch von Nachfolgern genutzt wurde. Jedenfalls können wir von einem Zeitraum zwischen ca. 1480 bis ca. 1520 ausgehen, in dem hier in Brandenburg, im Zusammenhang mit der Klosterbibliothek, das Buchbindereigewerbe in Blüte stand. Daß der Meister *Johannes Hülle* ausschließlich für Brandenburg gearbeitet hat, steht fest.

Der hier hervorgehobene Band der Schöppenstuhlbibliothek zeigt völlig neue Gestaltungsmerkmale in der Aufteilung der Fläche und der Anordnung der Stempel. Leider ist das braune Leder bereits etwas abgegriffen, so daß der große Adler- und Schwanenstempel besonders schwer zu erkennen sind. *Hülle* bevorzugte braunes Leder, dem er eine charakteristische Feldereinteilung gab. Als Einzelstempel – für die damals übliche Verzierung mittels Blindstempeldruck – verwendete er die Motive Hirsch, Löwe, Adler, ein Lilienornament, Rosetten sowie ein von einem Pfeil durchbohrtes Herz. Wir müssen ihm heute dankbar sein, daß er zu jenen selbstbewußten Meistern gehörte, die einen Namensstempel verwendeten, was in jener Zeit eine Ausnahme ist.

Entscheidend dafür, daß *Hülle* ein Brandenburger Buchbinder und für das Franziskanerkloster tätig war, ist vor allem der Umstand, daß er eine im Franziskanerkloster geschriebene Handschrift eingebunden hatte und sich in deren Einbanddeckel Urkundenmaterial aus dem Jahre 1429 befand, das sich auf Brandenburg bezieht. Zur Geschichte des Franziskanerklosters und seine Bibliothek verweise ich auf den bekannten Aufsatz von Gustav Abb<sup>8</sup> aus dem Jahre 1922 sowie die Handschriftenkataloge von Valentin Rose in der Staatsbibliothek zu Berlin, wohin die Handschriften des Franziskanerklosters schon frühzeitig verbracht worden waren.

In der vorliegenden Untersuchung wurde versucht, die bibliotheks- und buchgeschichtliche Bedeutung der Bibliothek des Brandenburger Schöppenstuhls aufzuzeigen. Diese Büchersammlung ist eine der wenigen ihrer Art, die uns geschlossen erhalten blieb. Sie zeugt – sich in der Gestalt des *Petrus Viti* widerspiegelnd – wie keine andere vom Umgang mit der juristischen Literatur und schlechthin vom Rechtsleben

in Deutschland während der der Reformation vorausgehenden Periode des Übergangs vom volkstümlichen zum gelehrten, vom mündlichen zum schriftlichen Recht. Sie trägt wesentlich dazu bei, ein Vorurteil, dem noch immer zu begegnen ist, abzubauen – nämlich dem vom mangelnden geistigen Leben in der Mark Brandenburg.

Es wäre wünschenswert, wenn sich Rechtshistoriker, Kunst- und Buchhistoriker fänden, die diese einmalige Sammlung fachgerecht und nach dem neuesten Stand der Wissenschaft erforschen würden. Eine diesbezügliche Nutzung der Bücher würde die Staatsbibliothek zu Berlin in jeder Weise unterstützen.

### *Anmerkungen*

- <sup>1</sup> *Stölzel, Adolf*: Der Brandenburger Schöppenstuhl. In: Stölzel, Die Entwicklung der gelehrten Rechtssprechung untersucht auf Grund der Akten des Brandenburger Schöppenstuhls. Bd 1. Berlin 1901 („Bibliothek“, S. 197–232) – Die Akten befinden sich im Staatsarchiv Potsdam. Sie wurden publiziert von *Stölzel, Adolf*: Urkundliches Material aus den Brandenburger Schöppenstuhlakten. Bd 1–4. Berlin 1901.
- <sup>2</sup> *Abb, Gustav*: Die ehemalige Franziskanerbibliothek in Brandenburg a. H. Ein Beitrag zur Geschichte des märkischen Buchwesens im Mittelalter. In: Zentralblatt für Bibliothekswesen 39 (1922) S. 475–499, hier bes. S. 488–490.
- <sup>3</sup> Die Inkunabeln der Deutschen Staatsbibliothek zu Berlin. Im Anschluß an Ernst Voulliéme bearbeitet von *Anneliese Schmitt*. Berlin 1966. (Beiträge zur Inkunabelkunde. 3. Folge. 2.)
- <sup>4</sup> Es ist Täuschung, gelehrter Trick und große Schuld,  
Nicht zu verstehen, was alle zu wissen gehalten sind,  
Und es soll eine unbedeutende Schuld sein, falls du maßig und gleichgültig bist,  
Und wenn du, auf welche Weise auch immer, hättest vorherschen können,  
Soll die Schuld ganz gering sein. Aber den Zufall wird niemand erkennen.
- <sup>5</sup> Alle Juristen sollen am Grab Christi zuschanden kommen:  
Sie sind keine Juristen, sondern die Musikanten des Teufels.
- <sup>6</sup> Es sind verstorben meine Eltern (seligen Angedenkens), der  
Vater Burchard Fromholtz im Jahre 1538 nach Christi Geburt  
morgens in der fünften Stunde am Tag, als Petrus gefesselt wurde (d.i. 1. August),  
die Mutter aber im Jahre 1533 zur dritten Stunde des Abends am 7. März,  
mein Verwandter Peter Karne im Jahre 1539.
- <sup>7</sup> Diese Szene ist abgebildet auf der Rückseite des Schutzumschlags zu: Handschriften und alte Drucke. Kostbarkeiten aus Bibliotheken der DDR. Hrsg. v. Hans Lülfiing und Hans-Erich Teitge. Leipzig 1981.
- <sup>8</sup> Vgl. Abb (Anm. 2) S. 492–494.

# Satzung des Historischen Vereins Brandenburg (Havel)

---

## § 1 Name, Sitz, Geschäftsjahr

- 1 Die unterzeichneten Gründungsmitglieder schließen sich zu einem Verein mit dem Namen  
„Historischer Verein Brandenburg (Havel)“  
zusammen.  
Sie berufen sich dabei auf den von 1868 bis 1945 bestehenden Historischen Verein zu Brandenburg an der Havel.  
Die Eintragung in das Vereinsregister erfolgt. Er trägt danach den Namen „Historischer Verein Brandenburg (Havel) e. V.“.
- 2 Der Verein hat seinen Sitz in Brandenburg.
- 3 Das Geschäftsjahr des Vereins ist das Kalenderjahr.

## § 2 Zweck und Aufgaben

- 1 Der Historische Verein mit Sitz in ... Brandenburg verfolgt ausschließlich und unmittelbar gemeinnützige Zwecke im Sinne des Abschnitts „Steuerbegünstigte Zwecke“ der Abgabenordnung.
- 2 Zweck des Vereins ist die Pflege, Erforschung und Publizierung der Stadt- und Regionalgeschichte in ihrer gesamten Breite; Kulturgeschichte, Volkskunde, Denkmalpflege, Bodendenkmalpflege und historischer Aspekt der Naturwissenschaften im regionalen Bereich. Der Satzungszweck wird verwirklicht insbesondere durch Durchführung wissenschaftlicher Veranstaltungen und Forschungsvorhaben, Vergabe von Forschungsaufträgen sowie durch die Publizierung der erzielten Ergebnisse.
- 3 Die Mittel des Vereins dürfen nur für satzungsgemäße Zwecke verwendet werden. Die Mitglieder erhalten keine Zuwendungen aus Mitteln des Vereins.
- 4 Der Verein kann Mitglied in anderen Vereinen oder Vereinigungen werden.
- 5 Es darf keine Person durch Ausgaben, die den Zwecken des Vereins fremd sind oder durch unverhältnismäßig hohe Vergütungen begünstigt werden.

### § 3 Mitgliedschaft

- 1 Mitglieder können natürliche Personen, die das 18. Lebensjahr vollendet haben, sowie juristische Personen werden.  
Über die Aufnahme entscheidet nach schriftlichem Antrag der Vorstand unter Ausschluß des Rechtsweges mit einfacher Mehrheit.
- 2 Die Mitgliedschaft wird durch den Vorstand schriftlich bestätigt, sie wird vom Tage der Bestätigung an wirksam.
- 3 Personen, die besondere Verdienste um den Verein erworben haben, kann durch die Mitgliederversammlung die Ehrenmitgliedschaft verliehen werden.
- 4 Die Mitgliedschaft endet:
  - a) durch Tod,
  - b) bei juristischen Personen durch Erlöschen
  - c) durch Austritt, der schriftlich gegenüber dem Vorstand erklärt wird,
  - d) durch Ausschluß aufgrund eines Vorstandsbeschlusses, wenn ein Mitglied gegen die Vereinsinteressen oder -satzung grob verstößt oder trotz Mahnung mit dem Mitgliedsbeitrag über ein Jahr im Rückstand ist. Der Ausgeschlossene kann binnen 4 Wochen nach Empfang der Mitteilung schriftlich Einspruch einlegen.  
Die nächste ordentliche Mitgliederversammlung beschließt endgültig über die Wirksamkeit des Ausschlusses. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

### § 4 Mitgliedsbeiträge

- 1 Der Verein finanziert sich durch Mitgliedsbeiträge, Einnahmen aus Publikationen, Veranstaltungen, Zuwendungen und Spenden.
- 2 Jedes Mitglied hat einen Jahresbeitrag zu entrichten. Die Höhe des Jahresbeitrages wird auf Vorschlag des Vorstandes von der Mitgliederversammlung mit einfacher Stimmenmehrheit im voraus festgesetzt.

### § 5 Rechte der Mitglieder

- 1 Die Mitglieder haben das Recht auf kostenlose Information über Veranstaltungen des Vereins.

### § 6 Mitgliederversammlung

- 1 In der Mitgliederversammlung hat jedes Mitglied eine Stimme. Die Abtretung des Stimmrechts ist nicht möglich.
- 2 Die Mitgliederversammlung ist für folgende Angelegenheiten zuständig:
  - a) Entgegennahme des Jahresberichtes des Vorstandes,
  - b) Entlastung des Vorstandes,
  - c) Wahl und Abberufung der Vorstandsmitglieder,
  - d) Wahl von zwei Rechnungsprüfern für die Dauer von zwei Jahren,

- e) Festsetzung der Mitgliedsbeiträge
  - f) Beschlußfassung über Satzungsänderungen
  - g) Beschlußfassung über die Auflösung des Vereins
  - h) Beschlußfassung über Ausschlüsse gemäß § 3.4 d)
- 3 Der Vorstand beruft die Mitgliederversammlung schriftlich mit einer Frist von 4 Wochen unter Bekanntgabe der Tagesordnung ein.  
Die Mitgliederversammlung muß mindestens einmal jährlich stattfinden. Sie wird geleitet vom Vorsitzenden, ersatzweise einem anderen Vorstandsmitglied in der Reihenfolge des § 7, Abs. 3.
- 4 Jedes Mitglied kann bis spätestens 2 Wochen vor einer Mitgliederversammlung beim Vorstand schriftlich die Ergänzung der Tagesordnung beantragen, wenn es sich nicht um einen der Punkte des Abs. 2 c, e, f und g handelt.  
Über Anträge auf Ergänzung beschließt die Versammlung vor Eintritt in die Tagesordnung.
- 5 Eine Mitgliederversammlung ist vom Vorstand einzuberufen, wenn ein Fünftel der Mitglieder dies schriftlich unter Angabe des Zwecks und der Gründe beim Vorstand beantragt.
- 6 Die Mitgliederversammlung beschließt über eine Änderung der Satzung mit dreiviertel der abgegebenen gültigen Stimmen. Im übrigen faßt sie ihre Beschlüsse mit einfacher Mehrheit der abgegebenen gültigen Stimmen. Stimmenthaltungen zählen nicht mit.
- 7 Über die Mitgliederversammlung ist ein Protokoll zu führen, das Versammlungsverlauf, Beschlüsse und Abstimmungsergebnisse festhält. Die Niederschrift ist vom Versammlungsleiter zu unterzeichnen.

## § 7 Vorstand

- 1 Die Mitgliederversammlung wählt für die Dauer von 2 Jahren den Vorstand, dessen Amtsperiode erst mit den Neuwahlen endet.
- 2 Bei vorzeitigem Ausscheiden von Vorstandsmitgliedern findet eine Nachwahl auf der nächsten Mitgliederversammlung statt. Bis zu diesem Zeitpunkt hat der Vorstand das Recht, ein Mitglied einzusetzen, das die Aufgaben des Ausgeschiedenen übernimmt.
- 3 Der Vorstand ist ehrenamtlich tätig und besteht aus:
- |  |                               |
|--|-------------------------------|
| 1. dem Vorsitzenden                    | 4. dem Schriftführer          |
| 2. dem Stellvertreter des Vorsitzenden | 5.–7. ein bis drei Beisitzern |
| 3. dem Schatzmeister                   |                               |
- Der Vorstand ist für alle Angelegenheiten zuständig, soweit sie nicht in den Aufgabenbereich der Mitgliederversammlung fallen.
- 4 Vorstand im Sinne des § 26 BGB sind der Vorsitzende, sein Stellvertreter und der Schatzmeister. Jeweils zwei von ihnen vertreten gemeinsam.

## § 8 Auflösung, Liquidation

- 1 Die Auflösung des Vereins kann nur in einer Mitgliederversammlung mit  $\frac{2}{3}$ -Mehrheit der eingetragenen Mitglieder beschlossen werden.  
Die beabsichtigte Auflösung muß in der Einladung angekündigt sein.
- 2 Bei Auflösung oder Aufhebung des Vereins oder bei Wegfall seines bisherigen Zwecks fällt das Vermögen des Vereins an die Stadt Brandenburg.  
Der Beschluß bedarf der Zustimmung des zuständigen Finanzamtes.

## § 9 Satzungsbeschluß

- 1 Die vorliegende Satzung wurde am 7. Dezember 1991 auf der Mitgliederversammlung in Brandenburg beschlossen.
- 2 Der Vorstand wird ermächtigt, etwaige Beanstandungen des Registergerichtes oder des Finanzamtes selbst zu erledigen.

Brandenburg, den 7. Dezember 1991

## Gründungsmitglieder-Verzeichnis des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) e. V.

12. September 1991

Arndt, Gerda	Berz, Heinz
Grasow, Friedrich-Karl	Kühne, Christa
Dr. Heß, Klaus	Dr. Knaape, Hans-Hinrich
Jagdhuhn, Georg	Brandt, Renate
Kreschel, Katharina	Schwarz, Karl
Köhler, Heike	Venatier, Eva-Maria
Schönwälder, Bertram	Breckow, Siegfried
Schwarz, Wilfried	Plewe, Helmut
Silber, Helmut	Tillack, Günther
Wall, Gisela	Samuel, Heiko
Zahmel, Jutta	Seidel, Manfred
Neubert, Cornelia	Ziegler, Wolfgang
Witt, Klaus	Röhring, Karl-Heinz
Juchert, Hans	Kusior, Wolfgang
Nelte, Erich†	Alert, Marcus
Schaefer, Hans	Geiseler, Udo
Heinz, Helga	Dr. Bodenschatz, Harald
Wendt, Dora	Steinhauer, Antje
Thieme, Helmut	Steinhauer, Rainer

Thieme, Erna  
Drust, Walter  
Kaiser, Georg  
Meisel, Adelheid

Nelte, Gotthardt  
Türkclitz, Arno  
Schröder, Kurt  
Kersten, Hans-Joachim

#### Weiteres Mitglieder-Verzeichnis

Zimmermann, Albrecht-Günter  
Raschig, Georg  
Maurer, Gisela  
Brandt, Brigitte  
Zimmermann, Wolf-Dieter  
Dr. Meißner, Marianne  
Wiemann, Hans  
Rohrmoder, Heinz  
Eckstein, Karl-Albert  
Dr. Schmidt, Hans-Ludwig  
Gemmel, Bernhard  
Mettge, Wolfgang  
Diederichs, Wolfgang  
Knüpfer, Helmut  
Marenke, Sigrid  
Helmke, Renate  
Helmke, Wilfried  
Dargatz, Hannelore  
Joecks, Rainer  
Fischer, Traute  
Hanitzsch, Hans-Joachim  
Bogedain, Ilse  
Krause, Bernd  
Dr. Dietrich, Frank  
Dr. Baruth, Hans  
Weber, Joachim  
Dr. Kohnke, Hans-Georg  
Dr. Krombholz, Rolf  
Neiling, Angelika  
Seehawer, Heinz  
Schulz, Petra  
Pohl, Dagmar  
Dr. Löwenstein, Hans-Jürgen  
Herder, Hans-Joachim

Schaack, Wolfgang†  
Bauch, Günter  
Jeute, Horst  
Arlt, Ingeborg  
Dr. Wochnik, Fritz  
Wegener, Verena  
Rahe, Ursula  
Dr. Schmitt, Anneliese

# Neuerscheinungen über Brandenburg an der Havel und Umgebung 1991–1993

---

1991

Arbeitskreis Stadtgeschichte beim Brandenburger Kulturbund e. V. (Hrsg.)  
**Brandenburger Heimatpflege in vergangenen Tagen: 1868–1943**

Brandenburg-Tourist GmbH (Hrsg.)  
**Entdecken Sie Brandenburg an der Havel:**  
e. Führer durch die Mark  
Potsdam: Märkische Verl.- und Druck GmbH

Grebe, Klaus:  
**Die Brandenburg vor 1000 Jahren**  
Potsdam: Brandenburgisches Landesmuseum für Ur- und Frühgeschichte Potsdam

**Brandenburg: die sympathische Havelstadt mit Tradition**  
Brandenburg: Schmidt-Römhild Verl. GmbH

1992

Matthes, Gustav (Hrsg.)  
**Adreßbuch der Stadt Brandenburg an der Havel und des Domes für 1892**  
Brandenburg: Gustav Matthes

Bodenschatz, Harald; Seifert, Carsten:  
**Stadtbaukunst in Brandenburg an der Havel:**  
vom Mittelalter bis zur Gegenwart  
Berlin: Transit Buchverl.

Boelsche, Beate:  
**Wanderungen im Kreis Brandenburg**  
Berlin: Stapp Verl.

Deutsches Nationalkomitee von ICOMOS und GSW  
Berlin/Brandenburg (Hrsg.).

**Modell Brandenburg:**

e. Tagung des Dt. Nationalkomitees v. ICOMOS  
zum Thema Stadterneuerung und Denkmalschutz – eine Schwerpunktaufgabe in den  
fünf neuen Bundesländern  
München: Lipp Verl.

Drachenberg, Thomas:

**Brandenburg: Stadt unter Denkmalschutz**

Berlin: Verl. f. Bauwesen

Stadtverwaltung Brandenburg, Feuerwehr (Hrsg.)

**120 Jahre Brandenburger Feuerwehr: 1872–1992**

Brandenburg: Zeitdruck Goldmann GmbH

Lüders, Martin; Wendler, Klaus:

**Brandenburg**

München: Verl. Bucher GmbH

Grasow, Friedrich:

**Brandenburg die tausendjährige Stadt 928–1928**

e. Gang durch Kultur- und Baukunst vergangener Jahrhunderte  
Originalgetreuer Reprint v. 1927, Druckerei J. Wiesike, Brandenburg  
Brandenburg: Schmidt-Römhild Verl. GmbH

Heß, Klaus:

**Brandenburg so wie es war**

Düsseldorf: Droste Verl. GmbH

Kohnke, Hans-Georg; Zahmel, Jutta:

**Brandenburg wie es früher war**

Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verl.

**Das Museum der Stadt Brandenburg im Frey-Haus**

Brandenburg

Stadtverwaltung Brandenburg (Havel), Kulturamt (Hrsg.)

**Stadtführer der Chur- und Hauptstadt Brandenburg (Havel)**

Berlin: Druckhaus Mitte GmbH

1993

Arbeitskreis Stadtgeschichte im Brandenburger Kulturbund e. v. (Hrsg.)  
**Heimatkundliche Blätter 1 (1993) 1–3**

Beckmann, Otto-Günther; Alert, Marcus:  
**Museumsführer Reckahn**  
Brandenburg: Schmidt-Römhild Verl. GmbH

Kreschel, Katharina; Bernstengel, Olaf:  
**Brandenburger Originale:**  
der Puppenspieler Vater Götze, der Barbier Fritze Bollmann  
(Brandenburger Museumshefte; 2)  
Brandenburg: Druckhaus Brandenburg

Zusammengestellt von  
*Blankenburg, Kornelia*/Museum Brandenburg  
*Krafzik, Angelika*/Stadtarchiv Brandenburg